This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2365
I5F7

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Karl Immermann.

Pecsing del. D. Steifensand.

VERLAG VON ADOLPH KRABBE IN STUTTGART.

Druck v. C. Schulgen Bettendorff, Dörf.

Karl Immermann.

Blätter der Erinnerung an ihn.

Herausgegeben

von

Ferdinand Freiligrath.

Mit Immermann's Bildniß in Stahlstich nach einer Zeichnung von C. F. Lessing.

Stuttgart,

bei Adolph Krabbe.

1842.

NEH

Dibl.

PT 2365
I 5 F7

67.3239

Inhalt.

	Seite
Vorrede. Von F. Freiligrath	V
Bei Karl Immermann's Tode Von G. Kinkel	1
Ueber Immermann's Merlin. Von G. Kinkel	5
Ueber Immermann's Merlin. Von L. Schücking.	
I. Die Sage	21
II. Der Dichter	29
III. Das Gedicht	34
Mein Verhältniß zu Immermann. Von O. L. B. Wolff	73
Briefe Immermann's an Freiligrath. (1837—1839)	119
Immermann in Weimar. Von Fr. v. Müller	139
Aus Immermann's Nachlaß	157
Schlußgedicht. Von F. Freiligrath	173

Vorwort.

Ein Buch, wie das vorliegende, muß sein Erscheinen durch sich selbst rechtfertigen. Wer Immermann's Briefe an mich lies't, wird es erklärlich finden, daß ich das Bedürfniß empfand, seinem Gedächtniß, so gut ich's vermochte, in dankbarer Liebe ein Denkmal zu setzen. Gleichgesinnte Freunde, die dem Verstorbenen zum Theil ebenfalls persönlich nahe standen, schlossen sich mir auf meine Aufforderung gern zur Erreichung meines Zweckes an, und damit in der kleinen Tempelhalle, die wir über seinem Grabe zu errichten beschlossen, auch Er selbst, weihend und tröstend, als Genius des Ortes nicht fehlen möge, stiftete seine Wittwe mit frommer Bereitwilligkeit eine Reliquie aus seinem eigenen Nachlasse hinein,

die in ihrer [illegible] Trefflichkeit allein hinreichen würde, Allen die ihn liebten, die von ihr beschirmte Stätte werth zu machen. — Das ist in Kurzem die Entstehungsgeschichte dieses Büchleins, das ich ursprünglich als „Immermann's-Album" in die Welt schicken wollte, und dessen, unter diesem Titel schon seit längerer Zeit verkündigtes, Erscheinen nur durch zufällige Hindernisse bis jetzt hinausgeschoben wurde.

Daß ein auf diese Art von Mehreren zusammengetragenes Werk nichts Ganzes, nichts Erschöpfendes bringen kann und will, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es gibt sich ja auch nur als „Erinnerungsblätter" und hat seinen Zweck erreicht, wenn man die Pietät, die es hervorrief, nicht verkennt, und wenn es zu dem Bilde, das vielleicht später ein Berufener von der Gesammtheit des Immermann'schen Wirkens vor uns aufstellt, einzelne Striche und Farbentöne beizutragen im Stande ist.

So viel vom Ganzen: über das Einzelne habe ich gleichfalls nur wenig zu sagen. Zwei Aufsätze über den Merlin scheinen vielleicht auf den ersten Blick befremdlich. Wer jedoch diesem größten, aber auch dunkelsten und darum am wenigsten bekannt gewordenen Werke des Dichters nach dem Maße seines Werthes allgemeinere Verbreitung und Geltung

wünſcht, und in angemeſſenen Bemühungen um die Erleichterung ſeines Verſtändniſſes den nächſten Schritt zur Erfüllung dieſes Wunſches ſieht, wird mich darum nicht tadeln. Schücking's und Kinkel's Commentare ergänzen ſich wechſelſeitig auf's Schönſte, und ich denke, daß ich nicht der Einzige ſein werde, dem es Freude macht, zwei ſo tüchtige, gleich beherzte und gleich gewandte, Taucher, Jeden nach ſeiner Weiſe, die Tiefen dieſes Meeres durchforſchen zu ſehen. Schücking, erwähne ich hier beiläufig mit Dank, war der Erſte, der mir für die Zwecke dieſes Büchleins warm und begeiſtert die Hand reichte.

Die intereſſanten Erinnerungen meiner verehrten Freunde von Müller und Wolff reden ſich ſelbſt das Wort. Was in denen das Letztere, theils lobend, theils bedenklich bedauernd, aus Immermanns eigenem Munde über mich mitgetheilt wird, habe ich keinen Anſtand genommen, drucken zu laſſen. Dergleichen auszuſcheiden, wäre auf der einen Seite Pruderie, auf der andern Feigheit geweſen. Ebenſogut hätte ich die Briefe an mich im Pult behalten müſſen.

Alles Uebrige bedarf keiner weitern Begleitworte. Nur dem ſchönen und wohlgetroffenen Titelbilde habe ich noch einen warmen Dank an die Herren C. F. Leſſing in Düſſel-

dorf und Professor Jakob Becker in Frankfurt a. M. mit auf den Weg zu geben. Ersterer ließ es freundlich geschehen, daß eine größere, noch bei Immermann's Lebzeiten entstandene Zeichnung aus seinem Portefeuille bei der Fertigung des Bildes zu Grunde gelegt wurde, und Letzterer übernahm ebenso freundlich und bereitwillig die Verkleinerung dieser Zeichnung für den Stahlstich.

St. Goar, im Juni 1842.

F. Freiligrath.

Bei Karl Immermann's Tode.

Von Gottfried Kinkel.

Es hallt durch alle Saiten,
Die mir im Buſen tönen,
Mit dumpfem Grabesdröhnen
Ein tiefer, tiefer Ton.
Er füllt der Seele Weiten:
Mag ich beim Becher ſcherzen,
Es geht doch nicht von Herzen,
Er ſpricht der Freude Hohn.

Zwei klare Augen traur' ich,
Die ſtehen nicht mehr offen;
Es hat der Tod getroffen
Ein Leben voll und roth.
Dich, Vaterland, bedaur' ich:
Der hellſte Deiner Geiſter,
Der deutſchen Sangesmeiſter
Gewaltigſter iſt todt.

Es lehnten ſich die beßten
Söhne der deutſchen Muſen
An Deinen ſtarken Buſen,
Mein hoher Immermann.
Du warſt in Deiner feſten
Geſinnung gleich der Palme,
Die in dem Wüſtenqualme
Noch labt den müden Mann.

Nun wird uns leicht ermatten,
Uns jüngre Pilgerimme,
Die Zeit, die ſcharfe, ſchlimme,
Die jeden Kranz entlaubt!
Du gabſt dem Bunde Schatten,
Du warſt ein ſiegreich Zeichen,
Daß ſtets noch zu erreichen
Ein Lorbeer würd'gem Haupt.

Wir geben Dir Geleite
Mit wilden, heißen Zähren —
O wolleſt uns nicht wehren
Der bittern Klage Recht!
Stolz zu den Todten ſchreite,
Die vor Dir Rieſen weichen —
Es wird Dir Keiner gleichen
Vom lebenden Geſchlecht!

Ueber

Immermann's Merlin.

Von

Gottfried Kinkel.

Seiner Jugend Fehler habt Ihr Jenem o wie spät verzieh'n,
Der den zweiten Faust geschaffen, den gewaltigen Merlin!
Erst als in den Epigonen er zu Euch hinunterstieg,
Als münchhausisch er gefabelt, rieft Ihr: Sieg, und aber: Sieg!

(Emanuel Geibel, Zeitstimmen.)

Ueber Merlin.

Wer Immermann's Merlin zum erstenmale in erregbarer Stimmung lieſt, wird von einer unwiderſtehlichen Gewalt ſich angefaßt fühlen; wer dann zum zweiten und dritten Male das Werk ſeiner Seele nahe treten läßt, wird ſich bekennen müſſen, daß der Eindruck nur um ſo mächtiger wird, je mehr deſſen verhüllte Ideen ſich dem Leſer zur Klarheit geſtalten.

Gewiß wirkt dabei zunächſt die äußere Form. In kurzen Szenen drängen ſich blitzartig hervorbrechende, völlig neue Gedanken, von keinem fertigen erborgten Syſtem ausſtralend, ſondern aus der Tiefe eines denkenden Mannesgeiſtes ſelbſtſtändig hervorquellend. Die Versform, ſehr mannigfaltig und im Geiſte der Romantik bunt, ſchließt ſich eng und kleidſam an die reich gruppirten Charaktere und Begebenheiten an. Auch iſt ſie zwar, wie ſtets bei Immermann, herb und oft ungeglättet; Goethe's weiblicher Versmuſik gegenüber trägt ſie den Stempel zackiger Manneskraft; aber in den ſchwungreichen Stellen iſt der Vers, der Reim und ſelbſt die Unregelmäßigkeit von ſo wunderbarer Schönheit, daß auch der Nichtverſtehende von der Ahnung eines Gewaltigen fortgeriſſen wird.

Wer begreift es, daß ein solches Werk in Deutschland verhallte, daß durch verhältnißmäßig Leichteres, durch moderne Romane, Immermann sich erst Bahn brechen konnte? Wir nennen uns die filosofische Nazion, und hatten doch nicht die Kraft, diesen zweiten Faust uns liebend anzueignen. Ueber den ersten, den Goethe erschuf, sind zahllose Kommentare da; den Merlin hat man in seiner Isolirung von der Literatur stehen lassen. Und doch mag sich fragen, welches Gedicht großartiger angelegt sey.

Die Ursachen dieser Vernachläßigung sind denn freilich nicht allein in der Nazion, sondern auch im Werke selbst zu suchen. Irren wir nicht, so liegen sie theils in den Charakteren, theils in der religiösen Grundanschauung, theils in dem vielen Dunkeln und Mysteriösen des Dramas, welches fast eine dogmengeschichtliche Gelehrsamkeit fordert, um verständlich zu seyn.

Die Hauptcharaktere des Werks, Satan und Merlin, liegen außerhalb des rein Menschlichen, und die gewöhnliche Natur hat in ihrem Innern kaum Anknüpfungspunkte für sie. Die übrigen Gestalten sind so streng und großartig gezeichnet, daß die gemeine Charakterbetrachtung bei ihnen ebenfalls nicht ausreicht. Es sind Typen, reine Typen gewaltiger Ideen: Candida die Jungfrau in ihrer herben vom Verlangen nie gedemüthigten Heiligkeit, Placidus die christliche Duldung, Lanzelot und Ginevra die entsagende Liebe, Niniana der egoistische Leichtsinn der weiblichen Natur, die eine Mannesseele und ein Weltglück mordet, um nicht gestört zu werden im augenblicklichen Kusse des Geliebten, dessen Weltberuf und verantwortungsvolle Größe sie nicht anerkennt. Eben so typisch ist der Egoismus des Wissens in Klingsor, die Sinnlichkeit im Zwerge, die in Narrheit umschlagende Eitelkeit in Kay verkörpert. Solche Charaktere, die nackt und scharf in ihrer Naturwahrheit hervortreten und nicht im modernen Geiste durch ein gewisses

Allgemeines, Konvenzionelles, Jedem Erreichbares abgeſchwächt ſind, eignen ſich nicht von Allen verſtanden und geliebt zu werden. Es geht ihnen wie dem naturwahren Charakter im Leben, deſſen ungebrochene Eigenthümlichkeit von der feinen Geſellſchaft als ungeſchliffen desavouirt wird.

Eben ſo wenig wird die religiöſe Weltanſchauung des Dichters der Gegenwart genügen. Immermann hat hier das Unglück jedes religiöſen Genius, keiner Partei anzugehören. Den vernichtenden Filoſofen der Zeit kann es nicht gefallen, wenn er die gewaltigſten Grundideen des Chriſtenthums, Sieg des perſönlichen Gottes über das Böſe, Erlöſung durch Glauben und durch geduldige Demuth allein, Verdammung und entſetzliche Beſtrafung des Eigenwillens ausſpricht. Aber die Frommen des gewöhnlichen Schlags werden den Dichter gleichfalls nicht loben oder doch nicht leſen, wenn ſie hören, daß bei ihm Satan als Frühlingsgott und Weltſchöpfer auftritt, daß im Heiligthume zu Montſalvatſch auch kühne Sünder leben, und daß der Teufelsſohn am Ende Gott wiedergewinnt, ohne auf deſſen bunten Himmel noch hoffen zu dürfen. Schon aus dieſem Grunde wird das Werk wenige Denker an ſich reißen; aber wenn die neue Kirche da iſt, welche Immermann geweiſſagt hat („Gedanken in einer Krypte," Münchhauſen III, 392 ff.) — dann wird Immermann ihr als Luther vor Luther daſtehen.

Endlich hat der Dichter faſt zu viel Wiſſen beim Leſer vorausgeſetzt. Zwar iſt es ihm gelungen, von der Merlinmythe, vom Gral und von der Tafelrunde uns im Stücke ſelbſt, theils durch Dialog, theils durch monologiſche Erzählung, eine klare Anſchauung zu geben. Aber beſonders in das Verhältniß des Satans zu Gott hat er eine Menge von Lehren, Ausdrücken und Formeln hineingelegt, welche beſtimmte hiſtoriſche Erklärung verlangen aus einem Gebiete, das nicht Viele forſchend oder lernend betreten haben: aus der Sektengeſchichte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte. Hier

hat ihn seine stolze Verachtung des Publikums zu weit geführt, mit der er in den Epigonen sagt: er habe bei der Abfassung des Merlin gewußt, daß Niemand ihn lesen werde. Das ist der Fluch der Verkennung, daß sie den kräftigen Geist trotzig macht und ihm so die Kraft raubt, den Gegner zu gewinnen.

Ueber den zuletzt erwähnten Punkt möchte Folgendes erläuternd sich sagen lassen. Im zweiten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung waren die östlichen Gebiete der christlichen Kirche, namentlich Aegypten und Syrien, von einer Denkart durchdrungen, welche das junge Christenthum mit herrschenden filosofischen Ideen zu verschmelzen strebte: ein Versuch, Altes und Neues auswählend in Einklang zu bringen, wie er in entscheidenden Geistesepochen immer von den milden, aber schwachen Geistern wird gemacht werden. Sich selbst nannte jene Partei mit stolzem Namen die Wissenden, die Gnostiker, im Gegensatz gegen den einfachen Glauben der Gemeine. Mit den Träumereien derselben hat sich Immermann allezeit gerne beschäftigt; auch im Reisejournal und im Münchhausen werden sie beiläufig erwähnt. Die Haupttendenz der vielnamigen Sekten, die unter der Bezeichnung der Gnostiker zusammengefaßt werden, war, eine Klarheit zu gewinnen über die große Frage, welche das Christenthum ungelöst ließ, woher das Böse entstanden sei. Durch deren Beantwortung hoffte man das wunderbare Räthsel zu begreifen, wie der Mensch, obwol eine Ganzheit, dennoch in sich den Zwiespalt des Triebes und der Pflicht, des Leibes und des Geistes, des bösen und des guten Willens unläugbar empfinde. Man kam so auf den Gedanken, daß zwei von einander getrennte, einander widerstrebende Geister dieß Zwitterwesen müßten erschaffen haben, der eine im Geiste, der andre in der sinnlichen Natur des Menschen wirksam. Da nun aber der Menschenleib in genauer und unauflöslicher Verbindung mit der irdischen Welt steht, von ihr sowol seine Erhaltung als

auch die Anläſſe zur Uebertretung des Pflichtgebotes empfängt, ſo war der fernere Schluß nothwendig, daß der Schöpfer des Menſchenleibes, alſo der Feind des guten und rein geiſtigen Gottes, auch die Welt geſchaffen habe zur Feſſel und Verführung des Menſchengeiſtes. Im Beſondern hat die ägyptiſche Sekte der ſogenannten Schlangenbrüder dieſen Gedanken ausgebildet, daß der Demiurgus oder Weltſchöpfer ein untergeordneter Geiſt ſei, welcher aus Neid ſeine Stärke gegen den oberſten Gott wende und als unfreiwilliger Knecht die Welt gebildet habe, den Menſchen aber durch fortwährende Beſchränkungen ſeines Willens, durch geſetzliche Verknechtung und abſichtliche Verdunklung ſeiner Geiſteskraft in beſtändiger Abhängigkeit zu erhalten ſuche.* Auf ähnliche Weiſe ſoll Schelling in ſeiner jüngſten Syſtemgeſtaltung die Vorſtellung des Satans auffaſſen und zum filoſofiſchen Begriff erheben.

Genau dieſen Gedanken faßt Immermann in ſeinem Satan auf, und ſtellt dann das Chriſtenthum, die Erſcheinung des ewigen guten Gottes im Fleiſch, als Erlöſung von jener teufliſchen Macht dar. Hier erſt knüpft er die alte Mythe von dem Teufelsſohne Merlin an. Das Vorſpiel entdeckt uns den Groll des Satans, daß Chriſtus ihm ſein Reich täglich verkleinere und durch eine Religion der Selbſtüberwindung den Menſchengeiſt losmache von dem lüſternen

* Daß Immermann zunächſt aus der angegebenen Quelle die Vorſtellung ſeines Satan geſchöpft, iſt ganz ungezweifelt, da er ſogar die eigenthümlichen Lehrformeln jenes Syſtems ſeinen Perſonen in den Mund legt. So heißt der Satan im Stück geradezu Demiurgos und im Munde Klingſors Jaldabaoth, d. i. Chaosſohn, der eigentliche Name des Weltſchöpfers bei den Schlangenbrüdern. Auch der Name der weiſſagenden Schlange Klingſors Ofiomorfos, d. h. Schlangengeſtalteter, zugleich mit dem Mythos, daß ſie ſey „entſtanden aus dem Blick, als in der Hyle Jaldaboth ſich ſpiegelt," iſt wörtlich aus den Berichten über die Dogmen jener Sekte entnommen.

Heidenthum und der natürlichen Macht der Sinnenwelt, daß alſo die Abſicht, warum Satan die Welt ſo herrlich ſchuf, ihm nun vereitelt werde. Wie Gott für den Triumf des Geiſtes die Menſchheit ſich eroberte dadurch, daß er ſich als Sohn in ſie ſenkte, ſo will auch Satan

ſich zeugen den Erben:
Der Menſch iſt nur durch den Menſchen zu werben!

Candida, die ſtolze ſelbſtbewußt keuſche Jungfrau, wird ſeine Maria; ihr Fall iſt durch Selbſtvertrauen verſchuldet; mit dem entſetzlichen Monolog ſchließt das Vorſpiel, wo die gemiſchte Empfindung der Luſt an der Sünde und der reuigen Verzweiflung Candida's Seele zerreißt: eine der mächtigſten Stellen, die je eine Dichterhand niederſchrieb.

Die Frucht der Gewaltthat iſt Merlin. Er hat vom Vater die Klarheit der Erkenntniß und die zauberkräftige Beherrſchung der Natur geerbt. Hohe Schönheit leuchtet aus ſeinem Angeſicht. Er iſt Menſch und kann Menſchen gewinnen, ja er thut es: wo er nur auftritt, beugt ihm ſich Alles, Herzen und Geiſter folgen ſeinem Triumfzug. Wird er ſeinem Vater anhangen, ſo hat Satan geſiegt, und das Kreuz fällt: wendet er ſich zu Gott, ſo iſt der Sieg des Guten entſchieden, aber er ſelbſt muß dann mit ſeiner dämoniſchen Natur ſich abfinden. Denn jedenfalls liegen in ihm zwei Kräfte, deren Zuſammenſtoß ihren Träger zerbrechen muß. Hier iſt die Wurzel der nun folgenden tragiſchen Entwicklung verborgen.

Satan hat ſich wirklich verrechnet, indem er vergißt, daß mit dem gefährlichen Stolze und der Geiſtesmacht er dem Sohne zugleich die ungemeſſene Kraft der Erkenntniß mitgegeben hat, die ihn retten kann. Außerdem gewinnt Candida noch vor Merlins Geburt ihn dem Vater durch Buße und Gebet wieder ab. Als der Knabe Merlin im Anfange des eigentlichen Dramas auftritt, iſt er bereits Gott zugewandt; er hat als Kind die Taufe begehrt und übt

fromm die Sohnespflicht, ſeiner Mutter Leiche über das Meer nach Britannien zu ſchaffen und ihr ein prächtiges Hünenmal aufzurichten. Er erſcheint frei von der Selbſtſucht, welche ſeinen Vater geſtürzt hat, indem er ſeine Wunderkraft nicht einmal zum Zwecke jenes frommen Werkes anwendet, alſo gar nicht für ſich gebraucht: er bittet demüthig den Schiffer, die Leiche von Aegypten herüberzuführen, und den Rieſen, die Steine aufzuthürmen. Wer denkt hier nicht an Chriſti Verſuchung? wer erkennt nicht den edeln Gehorſam der Selbſtverläugnung in dieſem freiwilligen Verzichten auf eigenſüchtigen Gebrauch der Kräfte, welche für große und heilige Weltzwecke beſtimmt ſind? Merlin iſt von Jugend auf derſelbe, ſein Geiſt braucht keine Entwicklung durch Welt und Zeit: darum legt er, nachdem jene letzte Kindespflicht erfüllt iſt, vor unſern Augen die Hülle des Knaben ab, und geht als Mann an ſein Tagwerk. Nun zieht er als ein glorreiches Meteor durch Britannien. In dem großen Geſpräche mit dem Satan weiß er dem Vater das Geheimniß der Schöpfung beſſer zu enthüllen, als dieſer ſelbſt, von Eigenſucht geblendet, es kennt; er erweist ihm, daß er nur als Werkzeug Gottes geſchaffen habe, nicht ihm alſo, ſondern dem ewigen Lichtgeiſte die Welt gehöre. Satan erträgt den Lichtglanz des geöffneten Himmels nicht, in welchem Merlin entzückt ſchwelgt, und muß den Sohn hinfort frei ſeinen Weg gehen laſſen. Gegenbild Merlin's iſt der Zauberer Klingſor, der ſeine Kräfte im Dienſte betrüglichen Egoismus abnutzt und nun zu ſeinem Verderben leichtſinnig eine lügenhafte und praleriſche Verheißung ausſpricht, durch welche er dem Merlin am Hofe des Artus die Bahn bereitet. Dennoch iſt auch er nicht ganz gemein; nicht zur rohen Sinnesluſt, zu der ſein Zwerg ihn zu verführen ſucht, hat er ſeine Gaben angewandt, ſondern nur aus Hochmuth auf ſein Wiſſen ſich als den Größten der Welt darſtellen und lieblos die Andern blenden wollen. Da er nun in Merlin den wirklich

Größern findet und ein edler Kern auch in ihm geblieben iſt, ſo kann er, in Freude halb und halb in Trübſal, dennoch groß und edel mit ſeinem der Welt unnützen Zauberſchloß untergehen.

Neben Merlin ſtehen nun abgeſondert zwei Lebenskreiſe da, auf welche er einzuwirken beginnt: die Templeiſen und die Maſſonie, oder Parzifals Königshof im Grale und die Tafelrunde des Bretonenkönigs Artus. Der Gral, vom Dichter als das wahrhafte Blut des Erlöſers, sanguis realis, erklärt, bezeichnet die erlöſende und gedankenerzeugende Macht des Chriſtenthums. Gott, der im Grale verkörpert iſt und aus demſelben in Flammenſchrift ſeine unmittelbaren Befehle gibt, erwählt ſich frei ſeine Ritter; nur der Erwählte kann durch die endloſe Wüſte den Weg finden, der ihn zum Tempel auf dem Berge des Heils führt. Es iſt der Gedanke der freien Gnade, welche durch Demuth errungen und durch fröhliches Annehmen des dargebotenen Heils verſiegelt wird. Nicht Tugend, nicht einmal Sehnſucht bringt gewaltſam dahin. Dieß iſt großartig im Tempelgeſpräch Lohengrin's mit Parzifal ausgeſprochen:

Was wär' das Heil'ge, ſtänd' es zu erringen?
Unendliches, was wär' es, wenn das Endliche
Zu ihm gelangte mit der Sehnſucht Schwingen?
Nein, mich umfängt das Unabwendliche!
Es faſſen mich die Ketten, die geſtählten!
Des Menſchen That, die einzig kenntliche
Iſt: Fühlen ſich im Stande der Erwählten.

Das Chriſtenthum des Grals iſt alſo nicht auf weltliche Anlage, menſchliche Größe, Verdienſt durch Tugend oder Entbehrung gegründet; es gibt Sünder auch auf Montſalvatſch; aber im Gefühle der liebenden, vollen Hingabe an das Heil iſt jeder Templeiſe gerechtfertigt und ſälig. Dieß iſt unzweifelhaft der Grundgedanke des Chriſtenthums, welchen Chriſtus ausſpricht in ſeiner Todesnacht gegen ſeine Jünger: Ihr habt mich nicht erwählet, ſondern ich habe Euch er-

wählet; den dann ſein großer Apoſtel in der Form faßt, daß Glauben allein ohne die Eigengerechtigkeit guter Werke uns zu Gottes Gnade hebe. Wer dieſen Gedanken umſtößt, wer ohne Demuth und Selbſtverurtheilung Gott erobern will, der vereitelt den Weltplan der Erlöſung, und ſtellt für das umgeſtürzte Kreuz die ſiegprangenden Trofäen heidniſcher Sinnentugend, Anmuth und Kraft auf, welche durch den chriſtlichen Weltverlauf zerbrochen worden ſind.

Grade dieß thut Merlin. Weil er Gott liebt, ſo verdrießt es ihn, daß er ſeine Herrlichkeit den Demüthigen offenbare; ihm iſt Titurell nur ein blöder Greis, ſeine Zunft eine bange und beſchränkte. Eigenmächtig will er die Weltordnung umkehren und das Chriſtenthum zur Religion irdiſcher Glorie erheben.

Und wieder biſt Du, ſanfter Gott, gefangen
Auf Montſalvatſch durch Deines Willens Kraft,
Dich hält der blöde Titurell in Haft,
Mit ſeiner Zunft, der eingeengten, bangen.

Geendet iſt das Niederſteigen itzt!
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geiſtes,
Wählſt Du Merlin. Er leitet Dich, Du weißt es,
Den Rückweg, der von Deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürſtlichen Gemüther,
Die Stirn, vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem hehren Gral ſchaff' ich die ächten Hüter!

Hier iſt ſchon Merlin's Fall vorbereitet. Er glaubt, der ewige Gott brauche ihn, ſein Geſchöpf, um irdiſch verherrlicht zu werden. Und wen wählt er nun als Werkzeug dieſer Erdenglorie? Den König Artus und ſeine Tafelrunde.

Unſtreitig für jene weltliche Betrachtungsweiſe die Würdigſten. Höchſter Edelſinn in Artus, der ſelbſt von Eiferſucht um das ſchönſte Weib nicht erniedrigt wird, Ehre und

reinſte Weibesgüte in Ginevra, Lanzelots keuſcher, adlicher Minnedienſt, Ereks ernſte, beſonnene Kraft, der fröhliche Lebensmuth des Gareis, der betrübt iſt, daß ſchon Andre vor ihm Ehre gewonnen, Gawein mit dem heiligen Verdruſſe, daß nicht alle Männer der Ehre dienen, endlich des Minſtrels hohes Lied — wer fände wol auf Erden ächtere Hüter für ein göttlich Geheimniß?

Betrachten wir aber dieſe Geſtalten näher, ſo erſcheinen ſie durchaus als ſolche, die im Leben und Genuſſe der irdiſchen Welt gefangen ſind. Es iſt äußre Ritterehre, es iſt weltliche Minne, nach der Alle ſtreben. Dem Artus erſcheint das Leben nur wie ein holder Schwank; den Ernſt ſucht er ferne zu halten, und als der Minſtrel die Kunde vom Grale ſingt, da klingt ihm die Botſchaft unheimlich; bebend und verſtört flieht er vom Gaſtmal. Aber noch ſtärker, in rieſigem Kontraſt mit den frommen Templeiſen, hat der Dichter dieß unmittelbar vor der Berufung der Tafelrunde zum Dienſt des Grals hervorgehoben. Als der Traum ſie Alle nach Montſalvatſch führt, da fühlen ſie ſich zwar verwandelt, aber Niemand faßt den Gral ganz. Artus zittert ihm entgegen, denn er empfindet ihn als eine fremde Macht; er iſt ihm „ein düſtres, wildes Flammenbecken.“ Gawein denkt ſeines Lorberkranzes, Lanzelot ſeiner irdiſchen Liebe. Sie alle bleiben im Weltlichen gefangen; im Todesaugenblicke verzweifeln ſie an ihrem großen Thun, und verfallen daher der Gewalt des Weltfürſten, der ſie nun zwar nicht in Qualen, aber im Gefühl des Zwieſpalts zwiſchen Wollen und Vermögen, Streben und Erringen ewig gefangen hält. Grade hinter dieſer Traumſzene liegt nun aber der Wendepunkt des Ganzen. In Merlin's Seele tritt noch eine Warnung hinein. Denn in dem Augenblicke, da er als reinen Geiſt ſich fühlend die Tafelrunde zum großen Amte berufen will, faßt ihn die Liebe. Wol iſt ſie hold und geiſtig; ein elfenhaftes Weſen feſſelt ihn; nur eine Niniana kann Merlin lieben, die aus

verwandter Geiſterluft gewoben iſt. Aber Liebe iſt es dennoch; nicht Liebe der Geiſter, die das All umſpannt, ſondern Liebe des Mannes zu dem Einen Weibe. Merlin kann es ſich nicht leugnen, daß er Menſch iſt, daß ſeiner Mutter Blut in ihm iſt —

Du liebſt! — Furchtbares Wort, das in den Abgrund
All Deine Kräfte ſtürzt!
O Flötenwort, deß Frühlingsbalſam-Athem
Den Staub der Mutter weckend rührt im Grabe!
Sie ſetzt in ihren Linnen ſich zurecht
Und lispelt: Nun biſt Du der Sohn der Erde.

Furchtbare Mahnung an ſeine Schwäche, heilige Erbarmung, die ihn in ſeine Schranken als Geſchöpf zurückweiſen will! Aber ſein Hochmuth wird nicht gebrochen. Nun wähnt er erſt vollberechtigt zu ſein, da er leidet, da ſich jetzt

in ſeine Göttlichkeit,
Entſagend ſeinem rohen, derben Leibe,
Das Irdiſche geſchwungen!
Dem Logos ward der Acker nun beſtellt,
Und die Erlöſung hat den Kreis beſchloſſen!

Der Menſch Merlin ſtellt ſich in die göttliche Trias hinein:

Drei ſind es, welche zeugen. Zwei erſchienen,
Der Ein' im Leben, und im Tod der Zweite,
Der Dritte ward verheißen —

Er ſelbſt, ſo wähnt er, iſt dieſer Dritte, iſt der Verheißene, von Chriſtus Verſprochene. An dieſem Uebermuthe geht er zu Grunde, wie vor ihm ſein Vater: ſein Fall iſt vollendet, als er mit den Worten ſchließt:

Ich bin der Geiſt! Euch führt der Paraklet!

Auf grauenvolle Weiſe tritt der Fluch ein. Merlin's That wird als „das völlig Schlimme", er ſelbſt als Antichriſt durch das untrügliche Wort des Grals bezeichnet; ſein Beſtreben erſcheint als Thorheit, da ihm durch die Entfernung des Grals nach Indien das Ziel genommen iſt. Alles Große ſtirbt; denn wo eine Sonne Licht und Glut verlöre,

wie möchten ihre Planeten fortdauern? Merlin's untergehende Kraft reißt alles Edle, das auf Erden blüht, dämoniſch mit in den Tod, und ſo gewinnt Satan wenigſtens eine Zerſtörungsluſt als Preis ſeiner Gewaltthat. Klingſor iſt überflüſſig geworden; er vernichtet ſich ſelbſt ſammt ſeinem Zauberreich. Entſetzlichen Hungertodes ſterben die edeln Helden, doch nicht unverdient, da Ereks Kaſſandrawort und Artus eigne Schauderahnung ſie nicht gewarnt hat. Am Ende des Dramas findet ſelbſt der Bote des Grals Niemanden mehr, der ſeiner Kunde würdig wäre:

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen,
Ging in die gräßliche Verweſung über:
Wem, o mein Gott, ſoll ich noch Beiſtand reichen?

Mich dünkt, die Erd' iſt nur ein leerer, trüber,
Baumloſer Anger, mit Gebein beſät,
Kahl, unabſehlich, unfruchtbar; worüber
Die ſchwarze Fahne der Vernichtung weht!

Merlin ſelbſt iſt durch Liebe ſchwach geworden; er hat die Freithätigkeit des Wollens, die hohe Klarheit des Thuns verloren, er weiß nicht einmal, daß all ſein Streben zur Thorheit geworden iſt. Der hohe Geiſt ſinkt, dort bei der Weißdornhecke, von Stufe zu Stufe. Und welch ein Weib liebt er? Dieſe ſeelenloſe Elfennatur, die kindiſch und doch grauſam mit Fiſchchen ſpielt, die ihn nicht für einen Rieſen, ſondern nur für einen ſchlankgewachsnen Mann, ſeine Stirn nicht für marmorn hält, ſondern nur weißer findet, als bei Andern, und ſonſt ſeine Locken ſchön und ſeinen Mund wunderhübſch nennt, die den Gewaltigen neckend fragt: was Liebe ſei? und zuletzt nur noch ſelten und nach Laune den gefangenen Prometheus in dem von ihr geſchaffenen Kerker beſucht — iſt dieſe Niniana der Liebe Merlin's werth? Iſt ſie es werth, daß er für ſie ſeiner hohen Pflicht vergißt, die Verirrten, durch ihn Verlorenen, zu retten? werth, daß er

den Weheruf der verſchmachtenden Tafelrunde ſich mit frevelndem Selbſtbetrug ableugnet? Iſt ſie es werth, daß er, um ihre Schwüre ſpielend zu vernichten, an Himmelszeichen die Wunderkraft misbraucht, welche er einſt im Dienſte der Kindesliebe ſo ſorgfältig ſparte? Wol zürnt er ihrer leichtſinnigen Selbſtſucht gegenüber, welche ſie wahrhaft ſchlangenartig und erſchrecklich in ihrer Lieblichkeit erſcheinen läßt, wol zürnt er mit ſich ſelbſt, aber er weist dieſen Zorn ab. Da läßt der Ewige ihn fallen; er wird Thor genug, auf dieſes Weibes Schwur und Beſonnenheit ſein grauſiges Zaubergeheimniß zu bauen. Das verhängnißvolle Wort iſt geſprochen, der Fluch iſt da: der Gewaltige iſt ſchwächer und verblendeter, als der ärmſte Sterbliche, die Weißdornhecke iſt für ihn eine unzerbrechliche Mauer geworden. Zum letztenmale lodert der dämoniſche Zorn raſend auf: dann ſinkt er in ſtumpfen, ſtillen Wahnſinn.

Das Nachſpiel folgt: es ſchließt die höchſte Verſöhnung in ſich. Satan tritt zu dem Sohne, ſchenkt ihm den verirrten Verſtand wieder und bietet ihm dann die höchſte Huld. Gott hat Merlin fallen laſſen; Alles iſt verloren, Satan bietet ihm Alles wieder. Gott iſt ſtreng, Satan gütig. Die Verſuchung iſt furchtbar:

Sei er in Furcht und Schweigen denn geehrt!
Allein mit mir wird menſchlicher verkehrt.
Ich habe das voraus: ich bin verſtändlich,
Für Freundlichkeit, Zutraun und Lieb' erkenntlich.
Ich nehme Dich mit allen Deinen Wunden,
Zermalmet, wie Du biſt, von tauſend Laſten,
Du ſollſt an meiner breiten Bruſt geſunden,
In meinem Schatten Dich zu Kräften raſten.
Genug des Lehrgelds haſt Du wohl gezahlt,
Jetzt endlich darfſt Du von Dir wiſſen,
Sei denn durch Einen, der nicht ſchwätzt und prahlt,
Der Schimpfgedrückten Knechtſchaft froh entriſſen!

Nun koſte Freiheit, Geiſt, Zuſammenhang
Im ſel'gen, labenden Ueberſchwang!
Auf! Werde mein! Drei Schritt geh' hinter Dich!
Verläugne Ihn, und glaub' an mich!

Da wird das Gute ſiegreich — ein kurzes feſtes: Nein! iſt Merlin's Antwort. Ohne Ausſicht Gottes Huld wieder zu erlangen, bleibt ihm Merlin dennoch treu. Das Tagewerk eines großen Lebens iſt verloren, aber der Geiſt iſt gerettet. Durch die höhnenden Worte des Satans klingen erhaben die Worte des Vaterunſers, aus der Vernichtung des Leibes hebt ſich die Seele im Triumf empor.

Geheiliget werde dein Name!

ſo ruft der Sohn des Todfeindes ſterbend zu dem Gotte hinauf, der ihn ſo tief erniedrigt hat. —

So ſchließt Merlin, an Gedanken ſo großartig, wie Fauſt, an Wirkung des Schluſſes gewiß erſchütternder; wie Jener eine Welttragödie, aber nicht an einem einzelnen Menſchengeiſte den Sieg des Guten aufweiſend, ſondern an einem Weſen, das größer in Irrthum, aber auch größer in Buße iſt, als ein irdiſcher Mann, weil es nicht für ſich, ſondern für die Welt das Heil erſtürmen will. Wie Merlin wird jede geiſtige Kraft zuſammenbrechen, die nicht unter dem demüthigen Zeichen des Kreuzes, nur durch eigne Titanenſtärke den Himmel zu erobern denkt. Wie er wird jeder Geiſt ewig gerettet werden, der, ohne nach Qual der Hölle oder Luſt des Paradieſes zu fragen, mit ſtäter Treue Gott liebt um ſein ſelbſt willen. Ein im höchſten Sinne chriſtlicheres Dichterwerk läßt ſich nicht denken.

Ueber

Immermann's Merlin.

Von

Levin Schücking.

I. Die Sage.

Wer kennt nicht Uhlands schöne Romanze von Merlin dem Wilden? auch die Irrpfade, welche durch Arioſto's Dichtung zu dem Grabe dieſes Zauberers geleiten, kennt Ihr gewiß Alle; aber es mögen nicht Viele ſeyn, die da wiſſen, daß unſere Literatur ein Drama beſitzt, worin Merlin, das ganze chamäleonartige, neckiſche Weſen, das bald wie ein rauhbehaarter Waldmenſch in ſeiner Höhle ſinnend ſich verſteckt, bald als ſchmucker, geſchniegelter Edelknabe durch den Tann ſprengt und das Herz der launiſchen Nyniane erobert, bald wie ein weiſer Graubart von tief myſtiſchen und theoſophiſchen Dingen ſchwatzt, in all ſeiner Wunderlichkeit gebannt und eingefangen iſt. Da liegt wie in ſeinem eigenen Zaubernetze der Schalk beſtrickt und muß mit ſeinen Künſten ſich ſelbſt den Kerker zu einem Gebäu von wunderbar prangender Schönheit ausſchmücken. Dieſer Bau, großartig wie das Druidenmal von Stonehenge, welches einſt der Zauberer aufthürmte, aber zugleich voll einer ſüßen ächt romantiſchen Poeſie wie der Wald von Broceliande, deß blühender Weißdornhag ihn feſſelnd umfing, heißt: Merlin, eine Mythe von Karl Immermann, (Düſſeldorf 1832) eine Mythe

bei unſerm Leſepublikum, eine Art Sage bei unſern Literaten, die ihm kaum die Ehre einer vorübergehenden Erwähnung zollen. Und doch iſt dieſe Mythe die myſtiſche Roſe in der buntſcheckigen Muſterkarte von hundert verſchiedenen Bauſtylen, welche man die heiligen Hallen unſrer Poeſie nennt; die myſtiſche Roſe mit den ſatten tiefglühenden Farben, durch welche der Strahl des Lichtes in alle Tinten des Prismas ſich bricht, mit den wunderſamen blutigen Schildereien aus der chriſtlichen Hiſtorie, wodurch das bleiche Naturrallicht fallen muß, um ſeine Weihe zu bekommen, ehe es leuchten darf in dem Heiligthume.

Ich halte den Merlin für das reichſte, das tiefſinnigſte, in den Einzelheiten bezauberndſte, im Ganzen gelungenſte von allen dramatiſchen Werken Immermann's; und wenn mein Enthuſiasmus für dies Meiſterſtück der Romantik auch nicht ſo blind iſt, um Mängel der Form, Dunkelheiten, einzelne Verſtöße gegen die Anforderungen der ſtrengſten äſthetiſchen Kritik zu überſehen, ſo glaube ich doch an dieſer Stelle wo es eine Pflicht der Pietät zu üben gilt, die angenehmere, wenn auch nicht leichtere Aufgabe literariſcher Beſprechung löſen und lediglich auf die Schönheiten der Dichtung aufmerkſam machen zu dürfen.

Merlin iſt ein Held der gelehrten ritterlichen Dichtung, und wenn auch in Volksbücher hie und da übergegangen, doch nur den wenigen Kennern jener ritterlichen Dichtung ganz bekannt; deßhalb möchte es zum allgemeinen Verſtändniſſe des Drama's nöthig ſeyn, die Grundzüge der Sage hier vorauszuſenden, welche Merlins Geſtalt geſchaffen, ausgebildet und überliefert hat.

Merlin gehört urſprünglich dem Gälenlande an und iſt für Britanien Träger des druidiſchen Zauberweſens, ſo wie Malagys dies im Frankenlande repräſentirt; Malagys hat ſich mannigfach mit dem einen der beiden Hauptſagenkreiſe des Mittelalters, mit dem von Karl dem Großen und

den Heymonskindern verſchlungen, Merlin dagegen mit dem andern, tiefſinnigeren, ſpirituelleren, dem von Artus, der Tafelrunde und dem fronen Gral. Bei Malagys tritt mehr die Praxis des Zauberweſens, bei Merlin mehr die Theorie, das übernatürliche Wiſſen, die Gabe der Prophetie hervor. Dieſe Umſtände aber, die Ausbildung ſeiner Geſtalt von der gelehrten Dichtung, die ſchon tiefere ſymboliſche Bezüge ihm einlegen mochte, ſeine Verbindung mit der tiefſinnigſten Mähr des Mittelalters und der Blüthe aller Myſtik, dem Glaubensſymbole des Grales, dann ſeine im Wiſſen und Durchſchauen in der Erkenntniß beſtehende Zaubrereigenthümlichkeit, machen grade Merlin zum geeignetſten Träger einer Dichtung, deren Vorwurf die Verhältniſſe des Glaubens und der Erkenntniß, die Probleme des Jahrhunderts und der Menſchheit werden ſollten, ſo daß wir ſchon hier in Beziehung auf die Wahl des Stoffes, den glücklichen Griff des Dichters anerkennen müſſen.

Merlin iſt der Sohn des Teufels. Nachdem der Sohn der Jungfrau als Heiland in die Hölle niedergeſtiegen, halten die Teufel Rath, wie dem Schaden zu wehren ſei, den der Beſieger ihres Reichs ihnen zufüge, wie ſie dem Werke der Erlöſung ein anderes gegenüberſtellen, das den Verluſt der Verdammniß wieder einbringe. Da beſchließt der, welcher iſt der Abweg, die Lüge und der Tod, ſich ebenfalls einen Sohn zu zeugen, der, von einer Jungfrau geboren, ihm zu Willen und Werkzeug ſei auf Erden. Merlin iſt der Sohn des Teufels; aber von der im Schlafe bezwungenen, frommen, Chriſto zugewendeten Mutter empfängt Merlin die reine, dem guten Wollen ergebene Seele, vom Vater nur den Leib und die übermenſchliche Erkenntniß, den Geiſt; der Teufel hat ihn geiſtreich gemacht. Schon früh zeigt der Knabe die Gabe der Wahrſagung; und als Boten vom Bretoniſchen König Vortigern kommen, welche „das Vaterloſe Kind“ ſuchen, läßt er von ſeinen Spielgenoſſen mit dieſem Namen ſich ſchmähen, daß jene ihn mit ſich nehmen und

zum Könige der Bretonen führen. Dieſer Vortigern iſt eigentlich Seneſchall eines erſchlagenen Königs Moines geweſen und hat ſich zum Herren aufgeworfen; aber die Rache der Brüder des Erſchlagenen, der rechten Thronfolger, Pendragon und Uter, fürchtend, hat er beſchloſſen, einen Thurm erbauen zu laſſen, zu deſſen Vollendung, wie ſeine Aſtrologen ihm ſagen, eben jenes „Vaterloſe Kind“ nöthig iſt. Der Thurm kommt durch Merlin zu Stande; als „Waſſerfühler“ heißt er zuerſt einen Teich unter dem Grunde des Baues aufgraben und abfließen laſſen, dann noch tiefer zwei ſchlafende Drachen aus ihren hohlen Steinen wecken, daß ſie mit einander kämpfen und ſich vertilgen; einer der Drachen iſt roth, das Sinnbild der Bretonen, der andre weiß, das Sinnbild der Angelſachſen; der weiße aber beſiegt den rothen. „Nun kommt der Geiſt über den Knaben und er hebt an zu klagen die Geſchicke ſeines Stammes, der wie hier im Bilde, bald in der That den Fremden vom Aufgang her erliegen ſoll; jedoch der Eber von Kornwall, den die Völker dereinſt hoch preiſen werden im Liede, naht mit Hülfe und die Inſeln des Meeres werden ihm gehorchen. Und ſo fährt er fort, die Zukunft des Volkes auf mehrere Jahrhunderte hinaus weiſſagend anzudeuten, und der Sang, den er geſungen, iſt die ſogenannte Prophetie des Merlin, die Gaufred von Monmouth um das Jahr 1142 aus dem Bretoniſchen in's Lateiniſche überſetzte.“

Merlin wird nun der unentbehrliche Rathgeber der Bretonen-Könige, des Vortigern, Pendragon's und Uter's. Dem Letztern verhilft er zu der ſchönen Yguerne, der Gemahlin des Herzogs von Tintayol, die ſo lieblich, daß nach der gebenedeyten Jungfrau Maria nie eine Chriſtin holdſeeliger und ſchöner geboren ſein mag; zum Lohn läßt Merlin ihren und Uter's Sohn, Artus, ſich übergeben und ihn aufziehen. Nach Uter's (Uterpendragon's) Tode wird der junge Artus König des Landes und der Tafelrunde, die Merlin

ſchon dem Pendragon, des Artus Oheim, zu Karduell in Wales eingerichtet hat. Merlin iſt der allmächtige Zauberer, aber ſein Sinn ſteht immer auf das Gute und Rechte: ſo iſt die runde Tafel aufgerichtet zu Ehren der Tafel, woran Chriſtus mit ſeinen Jüngern das Oſterlamm gegeſſen hat: ihren Rittern bringt er die erſte Kunde von dem heiligen Gral, der Schaale, worin das Abendmahl eingeſetzt iſt, und worin ſpäter Joſeph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen hat. Von Zeit zu Zeit zieht er zum Meiſter Blaſius nach Northumberland, dem Einſiedler, der ſchon ſeiner Mutter Freund und Rather geweſen iſt, und der in ein pergamentnes Buch die Kunden aufſchreiben muß, die Merlin ihm vom Grale diktirt. Zuletzt findet ſeine Macht ihr Ende durch Nyniane, die ſchlaue Tochter eines Ritters Dionas, des Herrn vom Briogner Walde. Das geſchah, wie die Sage erzählt, alſo: „Nyniane war zwei und zwanzig Jahre alt, als Merlin durch den Wald Briogne kam, er hatte auf dieſem Wege die Geſtalt eines jungen ſchönen Edelknechts. Da er nun durch den Wald ging, kam er an eine ſehr ſchöne Quelle, die ſo klar über den feinen weißen Sand hinrieſelte, daß es ſchien, der Grund ſei vom feinſten Silber. Jeden Tag kam Nyniane an dieſe Quelle; ſo fand Merlin ſie an ihrem Rande ſitzen und ſie dünkte ihm von ſolcher göttlichen Schönheit, daß er ganz betroffen ſtehen blieb und nicht weiter konnte; er ſah ſie unverwandt an und es war ihm immer, als hätte er ihr etwas zu ſagen; endlich redete er ſie an, die Dame grüßte ihn wieder auf eine wohlgeſittete feine Weiſe und auf ihre Frage, wer er ſei, erwiderte er: ich bin ein fahrender Edelknecht, ich ſuche meinen Meiſter, der mich eine ſehr ſchätzenswerthe Kunſt lehrte. Welch eine Kunſt iſt dieſe? fragte die Jungfrau. — Ei, er lehrte mich, daß ich, wo es mir gefiele, ſogleich ein Schloß ſich erheben laſſe, mit vielen Gewaffneten darin, und welche von außen, die es belagern. Auch kann ich auf dem Waſſer gehen,

ohne mir die Sohlen zu benetzen, kann einen Fluß entſtehen laſſen an einem Ort, wo niemals einer war. — Nachdem ſie ſo eine Weile geredet, ſteht Merlin auf, entfernt ſich ungefähr einen Bogenſchuß weit von ihr, bricht eine Ruthe ab und macht damit einen Kreis um ſich her. Dann geht er wieder zu der Jungfrau, die gern bereit iſt, ſeine Vertraute und Freundin auf Lebenszeit zu ſein. Nach einer kleinen Weile blickt ſie von ungefähr nach dem Orte hin, wo er den Kreis gezogen, und ſiehe da, es kommen Damen, Ritter, Fräulein und Edelknechte daher ſpaziert, halten ſich bei den Händen angefaßt und ſingen mit ſo lieblicher Stimme und ſo herrliche Weiſen, daß man die Harmonie der Engel im Himmel zu hören geglaubt hätte: „Keines Mannes und keiner Frauen Herz war wohl jemals ſo wach, daß es nicht bei Anhörung dieſer wunderſüßen Muſik eingeſchlummert wäre.“ Durch ſolche Künſte gewinnt er Nynianens Herz, die ſelbſt Zauberin und der ſieben hohen Wiſſenſchaften Meiſterin iſt, und ihm endlich den Zauberſpruch entlockt, womit ſie ohne Ketten, ohne Thurm und ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers einen Mann ſich feſſeln könne. — „Eines Tages nun, erzählt die Sage weiter, gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich etwas ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, in's hohe kühle Gras nieder und ſcherzten und ergötzten ſich mit ſüßen Liebesworten und Werken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in den Schooß ſeiner Freundin und ſie ſtreichelte ſeine Wangen und ſpielte mit ſeinen Locken, bis er einſchlief. Da ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Weißdornhecke und vollendete die Bezauberung ganz ſo, wie er ſolche ſie gelehrt. Als Merlin nun aufwacht, dünkt ihm, er wäre in einem entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem koſtbaren herrlichen Bette.“ Seine Macht aber iſt gelähmt, der Zauber nicht wieder zu löſen, nur

von Nynianens Beſuchen getröſtet, muß er ewig im Thurm weilen. Wie, ruft Gawein aus, der ihn nach langer Irrſal findet, wie kann Dir, dem Weiſeſten der Menſchen, ſolches begegnen? — Ich bin auch zugleich der Thörichtſte, antwortet Merlin, denn ich liebe eine andere mehr, als mich ſelbſt, und lehrte ſie, wie ſie mich feſſeln könne, und nun kann keiner mich befreien. —

Eine andere Sagenhafte Geſtalt, welche in Immermann's Drama auftritt und ſich Merlin feindlich gegenüber ſtellt, iſt Klingſor. Klingſor iſt nach Wolfram von Eſchenbach ein Neffe des berühmten Zauberers Virgilius von Neapel; er gebietet im Lande Calabrien als Herzog; ſeine Zaubermacht iſt egoiſtiſcher und nicht ſo eudämoniſcher Natur, wie die Merlin's. Um des Friedens willen muß ihm ein König Irot einen feſten Berg ſchenken, auf dem er das Wunderſchloß castel marvale marveil erbaut; darin richtet er eine Säule auf, von welcher ſich alles acht Meilen in der Runde erſchaut; nachdem er den Klingſorwald um daſſelbe angepflanzt, raubt er bei des Artus Hochzeit 400 Frauen, die Gawain wieder löst. Klingſor ſteht alſo eigentlich der Maſſonie der Tafelrunde feindlich gegenüber; Accedille, Uterpendragons Schweſter, paralyſirt ſeine Zauberkünſte: unſer Dichter aber hat ihn mit der Tafelrunde verbündet, ſo viel ſein Egoismus ein Bündniß zuläßt. Der Klingſor des Wartburgkampfes iſt ein anderer: dieſer ſagt, ſeines Ahns Urahn ſei der Schreiber jenes Herzogs von Calabrien geweſen.

Die Bedeutung des Artus'ſchen Sagenkreiſes, der in den Bereich der Immermann'ſchen Dichtung gezogen iſt, zu erörtern, würde hier zu weit abführen. Ich führe nur an, daß er älter wie der von Karl dem Großen, auch eine Art höherer Weihe trägt, daß er, mit den tiefſten Myſterien des mittelaltrigen Glaubens in Verbindung gebracht, ſeine Maſſonie den Paladinen Karl's wie Prieſter bloßen Laien gegenüber ſtellt: die Paladine ſtreiten für Verbreitung des Chriſten-

thums, wie es aller Welt aufgehen soll; die Maſſonie ſtrebt nach der Erkenntniß der dunkelſten Geheimlehre und ihrem Symbole, dem heiligen Gral. Jene wollen, daß das Wort Gottes über alle Lande und Völker leuchte, wie eine nie zu Rüſte gehende Sonne: die Maſſonie will im Strahle des fronen Blutes wohnen, das nur den Auserleſenen leuchtet: obwohl Chriſti Tod die Welt zur Salvaterra gemacht hat, will ſie ein beſonderes Land des Heils für ſich, ſie will in Montſalvatſch dem hohen Dome dienen, in deſſen wunderſamen, den Augen gemeiner Sterblichen entrückten Hallen, die in der Zeit geſchehene Offenbarung für ſie eine ewige wird, wo das Wort des Erlöſers täglich in Flammenſchrift aus dem funkelnden Kelches-Kleinod zu den Templeiſen ſpricht. Sie will auch ohne das Wunder der Wandlung mit dem Gotte verbunden, und ſchon hier auf Erden in das ſichtliche Reich ewiger Gnade aufgenommen ſein. So hat ſchon die Sage Artus und die Tafelrunde zu Trägern höherer excluſiver Beziehungen gemacht, ihnen ein Gepräge theoſophiſchen Tiefſinns aufgedrückt und den Gral ſelber als Hort einer eſoteriſchen Erkenntniß zum Repräſentanten aller Geheimlehre ausgebildet. Wo wäre ein beſſerer Stoff für die Romantik zu finden geweſen, die aus ihrer bloß ſpielenden Eigenthümlichkeit, aus dem bloßen Ergötzen durch das Wunderbare, das Poetiſche, die ſelbſtbeſpiegelnde Selbſtironie u. ſ. w. herausgehen, die dunkeln Räthſel des Glaubens und der Erkenntniß in ſich aufnehmen und mit der Theoſophie der Zeit, dem eſoteriſchen Philoſophismus und ſeinem excluſiven Erkenntnißhochmuth ſich in Berührungen ſetzen will? —

Immermann hat, was von der Geſchichte des Grals zum Verſtändniß ſeines Merlin nöthig iſt in dem „Reiſejournal“ Seite 352 ſelbſt ausführlich erzählt und kann ich hier mich darauf beziehen, und zu einigen Worten über das perſönliche Verhältniß des Dichters zu ſeinem Werke übergehen.

II. Der Dichter.

Das Auftreten Immermann's als Dichter (während seines Aufenthalts zu Münster 1820) fiel in eine Zeit, wo junge literarische Kräfte noch nicht wie in der unsrigen so allgemein einer kritischen Thätigkeit sich zuwendeten. Ein junger Schriftsteller, dem zur Lyrik die Begabung, zum Roman und der Novelle die Lebenserfahrung und die Menschenkenntniß mangeln, beginnt jetzt damit, die bittere Wallnußhülse vom Kern seines Talentes allmählich in kritischen Exerzitien abzuschälen. Anders in jener Zeit. Wer zu einem Namen kommen wollte, mußte durch Schöpfungen und durch selbstständiges Erzeugen seinen Beruf bewähren. Dies ist lange Immermann's Unglück gewesen. Denn Immermann's Dualismus, wie man es treffend genannt hat, bestand darin, daß er eben so sehr Kritiker als Poet war, und beide Momente seiner literarischen Thätigkeit nicht nach zwei verschiedenen Seiten hin in zwei geschiedene Stromesbetten von sich ausfließen lassen konnte. Hätte er in Kritiken seine Verstimmungen, die Ansichten und Irritationen seiner kritischen Natur aussprechen können, dann wären seine poetischen Schöpfungen freier geblieben von den Disharmonien, die durch den Kampf von Verstand und Phantasie in sie hinein kamen. Jedes dieser Elemente hätte seinen eigenen Bereich gehabt und nicht durch Mischung sich einander verunstaltet: durch die phantastischen frohen Arabesken seiner romantischen Muse hätte nicht oft ein finsteres saueres Gesicht voll praktischen Verstandes und ernsthafter grimmiger Verneinung gelugt; denn Immermann begann als Romantiker, und die Romantik verträgt am allerwenigsten den nüchternen Verstand und die Kritik als Pathen bei ihren Geburten. Das ist es auch, was aus frühern Schöpfungen unsers Dichters immer etwas Unbefriedigendes herausfühlen ließ. Sie waren schön, aber es fehlte etwas zur vollen Schönheit: sie waren appro-

rimative Größen, keine vollendeten. Der Verſtand und die Phantaſie führten in ihnen keine ächte Ehe, keine mariage de coeur, ſondern eine de raison: der Verſtand machte den ſchmollenden nüchternen Hausherrn, wenn ſeine poetiſche Frau ihr tolles Spiel begann, und dadurch ward es geſtört und Keiner von beiden kam zur vollen Entwicklung ſeiner Natur. Endlich ſchrieb Immermann das Reiſejournal (1831). Hier konnte er aller Verſtimmungen, aller kritiſchen langgeſammelten Schärfen ſich entladen, und was etwa noch zurückgeblieben, nahmen wie eine Nachkur die Briefe an Michael Beer auf. Das Reiſejournal gewann ſeinem Verfaſſer keine Freunde; aber es diente ihm als Brücke in ein Gebiet, auf welchem ihm die Anerkennung der Nation zu Theil werden ſollte. Es war das Manifeſt eines Einſiedlers an die Welt; die Einſiedelei hörte damit natürlich auf. Das Buch wurde der Wendepunkt in Immermann's literariſchem Leben; die poetiſchen Schöpfungen, welche nun folgten, waren freier, geſunder, ſie waren ganz poetiſche Schöpfungen; und taucht auch in den Epigonen, dem Münchhauſen die Kritik wieder hie und da auf, ſo war doch das Werk, welches zunächſt dem Reiſejournal folgte, der Merlin, endlich eine reine dichteriſche Schöpfung — ein vollendetes Ganze, vom Anfang bis zu Ende dieſelbe Poeſie athmend; denn was dies Drama an Anſpielungen enthalten mag, die der Kritik, an Ideen, die der Philoſophie angehören, — alles das iſt ſo verarbeitet und oft lyriſch getränkt, daß es überall wie rein dichteriſcher Gedanke ſich darſtellt.

Der Merlin entſtand nach der Julirevolution. Es war die Zeit, wo man mit der Romantik, die ſchon vorher Manchem die Sehnſucht nach einer weitern, höhern Phaſe der Literatur im Geheim erregt hatte, öffentlich brach; wo ſich die Idee von einer neu aufſtehenden Zeit aller ſtrebenden Gemüther bemächtigte. Dieſer Umſtand iſt nicht ohne Einfluß auf unſre Dichtung geblieben. Sie gehört, wenn man will,

der Romantik an; aber ich glaube nicht unrecht zu ſehen, wenn ich Merlin oft für den Träger jener eigentlich modernen, antiromantiſchen Idee halte, wenn er mir anzudeuten ſcheint, daß nur durch Vermählung der alten einzigen chriſtlichen Wahrheit mit der neuen Bildung der Paracler einer neuen Zeit erzeugt wird, als welchen Merlin ſich proklamirt. Darum konnte ich das Buch oben die myſtiſche Fenſterroſe am Tempel unſrer modernen Literatur nennen. Immermann ſagt ja ſelbſt, er habe in einem gothiſchen Dome „die Betonung der Parthie des Gral im Merlin" gefunden (Reiſejournal, S. 6).

Es iſt freilich mißlich und gewagt mit ſolchen Auslegungen. Der competenteſte Richter über Immermann's Weiſe zu ſchaffen, ſpricht ſich brieflich ſo darüber aus: „Immermann legte niemals ſeinen Gedichten bewußter Weiſe einen Gedanken zum Grunde, für den er dann in beſtimmten Geſtalten Träger und Ausdruck ſuchte. Irgend eine Beobachtung oder eine innere Betrachtung erregte ihn, gab ihm eine Empfindung, einen Gedanken, der aber ſogleich auch Gefühl wurde und die Ahndung einer Lebensgeſtalt enthielt. Dieſer Keim ruhete nun in ſeinem Geiſte, bis die Phantaſie ihn mit einem Körper umkleidete, zu einer lebensfähigen Geſtalt machte und (da jede Geſtalt nur unter Umgebungen gedacht werden kann) mit andern Geſtalten umgab, an denen ſich ihr Weſen entwickeln konnte. Der erſte Moment der Erzeugung war gewöhnlich ein höchſt flüchtiger, unbemerkbarer; die weitere Reiſe ein verborgener innerlichſter Prozeß. Das Bewußtſein des werdenden Gedichts trat erſt dann ein, wenn die Geſtalten ſchon lebensfähig, wenn auch noch nicht völlig erwachſen, vor das Gemüth des Dichters traten. Jetzt waren ſie aber auch ſelbſtſtändig, nahmen für ſich das Intereſſe in Anſpruch. Die Phantaſie hatte ihnen mindeſtens eben ſo viel verliehen, als jener erſte Gedanke. Es konnte nicht die Rede davon ſein, ſie bloß nach dieſem zu beurtheilen

oder zu richten, weder der Dichter noch seine nächsten Freunde konnten diesen Gedanken auch nur bestimmt angeben, formuliren.

Ich glaube, es geht jedem wahren Dichter so. Natürlich machen sich dann in dem Gedichte jene Gedanken (oder Empfindungen?), welche den Dichter zuerst begeisterten, wieder geltend, der Leser wird mehr oder weniger davon berührt. Wenn sich aber diese Erregung in ihm in bestimmten Gedanken ausspricht, so darf man nicht vergessen, daß bei diesen auch *seine* Subjektivität mitwirkt. Es gehört daher zu den Vorzügen, oder wenn Sie wollen, zu den nothwendigen Eigenschaften eines Gedichts, daß der Gedanken*kern* desselben sich verschieden auffassen läßt. Es ist mehr die Seele eines Gedankens als ein bestimmter Gedanke selbst, und die Leser entdecken darin Sachen, welche der Dichter gar nicht beabsichtigt, wenigstens nicht bewußter Weise hineingelegt hat.

Wenn dies von jedem wahren Gedicht gilt, so findet es auf den *Merlin* ganz besonders Anwendung. Denn hier ist der Gedankeninhalt der allerzarteste, feinste, eben daher auch höchst vielgestaltet. Es ist, wenn Sie wollen, nichts als der alte Gedanke jeder Tragödie, unzähliger Mythen, das Tragische, das Schicksal des Menschen, der Zwiespalt der gottgleichen Freiheit und des irdischen, materiellen Dunkels, aber er erscheint in einer Form, die er noch nicht gehabt hatte, an Gestalten, welche das Maaß des Menschlichen überschreiten. Es wird daher an den Leser die Anforderung gemacht, daß auch seine Phantasie kräftig genug sei, um dem Dichter in diese Regionen zu folgen. Daß hiezu eine gewisse Reife und Kraft des Gedankens im Leser erforderlich ist, will ich nicht läugnen, aber wenn er sich selbst nicht hemmen will, darf er wohl nicht den Gestalten bestimmte Gedanken unterlegen, durch welche ihnen der zarte, ätherische Leib nur verletzt werden könnte. Dies schon bei den Begabten; wenn nun aber schon an sich nicht zu Viele an Gedanken und Phantasie gleich begabt sind und hinlänglich,

um dieſem Gedichte zu folgen, ſo würde man denen, deren Phantaſie ohnehin nur mit Mühe ſich ſoweit aufſchwingt, einen Nachtheil zufügen, wenn man ihnen abſtracte (und wie erwähnt unzureichende) Gedanken unterlegen wollte." —

Trotz dem aber läßt ſich nicht läugnen, daß der Merlin wie jedes ächte Gedicht einen gewiſſen Gedankenkern, eine ihm eigenthümliche, concrete Idee beſitzt, die der Dichter ihm bewußter Weiſe einlegte, und welche die Kritik beſtimmt anzugeben wiſſen muß. Immermann ſelbſt hat ſich über ſein Werk mehrfach ausgeſprochen, er nennt es das liebſte ſeiner Kinder, und äußert ſich in den „Düſſeldorfer Anfängen" (Deutſche Pandora III. 46) alſo über daſſelbe:

„Merlin, den ich ſchon als Knabe durch Friedrich Schlegel's Erzählung kennen gelernt und ſeitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir grade damals die heftigſten Geburtsſchmerzen und wollte durchaus an das Licht. Der metaphyſiſche Gehalt dieſer Fabel ſagte dem ſpeculativen Sinne meines Freundes beſonders zu; ſein liebevollſtes Intereſſe hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unausſprechlichen Geheimniſſen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Scene zwiſchen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen ſuchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug ſie im Gefühl, nicht in Worten bei mir. Aber uns umſtrichen die erſten ſcharfen, Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond ſchien und ſchien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte ſich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dollmetſcher." —

Und ferner: „Andere ſagten, ich habe den Fauſt überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs

werden. Die göttlichen Dinge, wenn ſie in die Erſcheinung treten, zerbrechen, decomponiren ſich an der Erſcheinung. Selbſt das religiöſe Gefühl unterliegt dieſem Geſetze. Nur binnen gewiſſer Schranken wird es nicht zur Karrikatur, bleibt aber dann freilich jenſeit der vollen Erſcheinung ſtehen. Will es in dieſe übergehen, ſo macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger ſich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Dieſe Betrachtungen faßte ich im Merlin ſublimirt, vergeiſtigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichſten Wahnwitz.“ —

III. Das Gedicht.

Dieſe Winke, die uns zum Verſtändniß des Werkes gegeben ſind, treten als Führer mit uns bis an die Pforten hinan; wenn wir aber die Schwelle ſelbſt überſchreiten, ſehen wir uns wie in einen Bau gothiſcher Architektur verſetzt, wo eine myſtiſche Dämmerung über den Symboliſchen Bezügen der Einzelheiten webt, wo man nicht weiß, ob die drei Thürme z. B. die Nägel des Kreuzesholzes oder die Dreifaltigkeit oder die erſten Boten des Evangeliums, die drei Könige aus dem Morgenlande bedeuten. Nur die Hauptidee des Ganzen hat der Dichter uns genannt; wie ſie im Einzelnen durchgeführt iſt, welche Folgerungen ſich aus ihr entwickeln, muß nur zu oft eines Jeden Auffaſſung und Gläubigkeit überlaſſen bleiben. Es iſt das ein Reiz des Gedichtes mehr; jene gothiſchen Baue, womit wir es vergleichen, macht ja das Unerfaßliche, Vieldeutige, Unendliche, was darin weniger ausgeſprochen als angedeutet iſt, zu Stätten einer ſo innigen Andacht für unſer Gemüth, wie kein anderer Tempelbau ſie wecken mag.—

Was deshalb hier als Erläuterung gegeben wird, kann oft keinen höheren Anſpruch als den der Hypotheſe machen,

die nur salvo meliori zu ſprechen wagt; und ich glaube, daß Werke wie der Merlin, von einem Dichter wie Immermann, wohl den Reſpekt verdienen, der eine laut aburtheilende, mit allem raſch fertige Stimme unziemlich macht. Die Pforte des Buchs bildet eine Zueignung, ein Gedicht von ausgezeichneter Schönheit, in der Form, welche, von den Dichtern des Südens geſchaffen, Calderon z. B. zu ſeinen Monologen braucht. Dem Dichter erſcheint die Fabel „ein Mägdlein auf ſchlankem Schecken," mit ihrem Gefolge und ihren Attributen; ſie wirft ihm eine Roſe zu und ihre Erſcheinung bringt ihm „ein gründlich Hoffen,"

„ — — Und manche düſtre Frage
Ward mir gelöst und Alles ward Geſchichte,"

ſie weckt ihm die genetiſche Anſchauung der Dinge, läßt ihn dieſelben vom Raum in die Zeit überſetzen, daß das todt ruhende lebendig wird; ſie macht ihn zum Dichter, dem alles Geſchichte wird, Entfalten, Leben. Novalis fand in der Fabel ewige Wahrheiten, das ſittliche Gefühl eines Volkes und ſein tiefeigenſtes Gemüth darin ausgeſprochen; ſo iſt ihm z. B. der Kuß des Drachen im Mährchen die Selbſtüberwindung der Religion; er ſagt ſogar, jede ächte Geſchichte müſſe zugleich Fabel ſcheinen können und nähme ſich ſo aus. Eine kühne und doch tiefe Idee! Immermann, ſehen wir hier, gibt der Fabel eine gleich tiefe Bedeutung. — Die Roſe führt ihn darauf in Kirchenhallen, wo ein ewiges Weib thronend in kühngewölbter Blende ſitzt, von deren Augen allein das Licht ausgeht, und deren Attribute, wie Kelch, Anker, Kreuz, ſie als die chriſtliche Poeſie bezeichnen. Sie lehrt die Fabel. Umher ſtehen Wolfram von Eſchenbach, der Gottverworrene Mund, der Fabel Schwatzen in bunten „Laichen" (lay, Form der Minnepoeſie,) aufſchreibend, dann Gedankenaufgezehrt der große Dante, und ferner:

Novalis! Frommverwundert
Fragt ich mich oft: wie ſchritt er
Der Fremdling in dies nüchterne Jahrhundert? —

Aber noch Andere, als der Dichter, haben den Zugang zu dem Heiligthum gefunden:

Du lehnt'ſt am nächſten Pfeiler,
Gleich mir Ehrfurchtbezwungen,
Anbetender Verweiler,
Wo wir dem Weſen ſah'n den Schein entſprungen.

Dieſe Geſtalt, die mit unſerm Dichter aus derſelben Quelle ſchöpft, aus welcher als dem Weſen der „ſchöne Schein" ihrer Dichtungen fließt, wird Tieck bedeuten ſollen, zu dem Immermann bekanntlich eine hohe Verehrung trug. —

Das Vorſpiel des Drama's eröffnet den Blick auf eine Felſengegend, in welcher Satan und Lucifer zu einer Unterredung zuſammengetroffen ſind. Lucifer ſucht ſeinen Herrn zu tröſten, der in Traurigkeit verfallen iſt über die Vergeiſtigung der Materie durch die Erlöſung:

Denn es iſt wahr, es geht ein Fächeln
Auflöſend über's Erdenrund,
Mit ſüßem, mildem, friſchem Lächeln
Beſchwören ſie den neuen Bund;
Die alten Jubelklänge dehnen
Sich aus in feierliche Weiſen,
Die Steine ſelbſt ergreift ein Sehnen,
Zum Himmel leicht empor zu reiſen.
Die Pforte reckt ſich auf als Bogengang,
Um droben zu vernehmen hold Gerüchte
Die kurze Säule wächſt zum Pfeiler, ſchlank,
Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte.

Satan zürnt, daß die Erde „die Tochter ſeiner Flammen" von ſeiner Herrſchaft losgeriſſen wird; denn wunderbarer Weiſe ſcheint der Dichter Satan als Demiurgos, die Natur als eine Schöpfung des Böſen anzunehmen. In dieſem

Sinne ſagt Lucifer „Dein Feuer iſt es, was uns nährt,“ nach der alten von ſpätern Theoſophen erneuerten Idee, die Welt ſei aus dem Elemente des Feuers entſtanden und müſſe einſt ſich wieder in daſſelbe auflöſen, womit übereinſtimmend der magister teutonicus Böhme ſich philosophus per ignem nannte, weil er die Idee hatte, das durch Waſſer temporirte Feuer ſei allgemeine matrix.

Der Vers: „Und da die Welt nur ruht auf meiner Schwere,“ deutet Satan als Repräſentanten der Contraction an, als ſey er die Schwere, die das Princip aller Individualität, aber auch aller Selbſtſucht iſt, im Gegenſatz zu dem allbelebenden expanſiven Lichtprincipe. Satan deutet auf einen Hof in der Ferne, wo man zu dem Beſitzer deſſen ſchöne Tochter treten ſieht; die Blicke ſeines großen ſtrahlenden Auges krallen ſich mit wildem Ausdruck an die lichte Erſcheinung an, dann bräut er gen Himmel:

Daß uns nichts bleibt, als nachzuäffen!
Er hat das Erfinden, hat das Treffen!
Doch was ihm glückt, kann uns gelingen,
Wir wollen uns, wie er verjüngen.
— — — — — — — — —
So wollen wir gleichfalls uns zeugen den Erben
Der Menſch iſt nur durch den Menſchen zu werden.

Dieſer Entſchluß des Teufels iſt kein willkührlicher, von der Sage erfundener; er iſt dem alten Glauben von ſeiner Affennatur, von ſeiner ſecundären Stellung im Weltall gemäß: Zoroaſter ſchon läßt Ahriman bei jedem Schöpfungstage dem Ormuz zum Trotze die Werke der Gegenſchöpfung machen, gegen die Engel die böſen Geiſter, gegen die Menſchen die Affen, gegen die Blumen die Giftpflanzen. Die Sage läßt den Teufel die Neger machen, nachdem Gott den Weißen erſchaffen hat. —

Die ganze Scene iſt von einer erhabenen großartigen Poeſie; ſie bildet den feſten, in grandioſen Quadern aufge-

thürmten Unterbau des ganzen Werks. Die Charaktere des Lucifer, der die mobile Erscheinung oder den mit dem Wechsel der Zeiten veränderlichen Reflex des Radicalbösen repräsentirt und Satan's, der die stetige Quelle der Finsterniß ist, sind mit urkräftiger Hand gezeichnet. Satan ist z. B. großartiger ernster, imponirender als der Mephistopheles des Faust; er ist mehr das Radicalböse als die Grundverderbtheit, man muß eine Art Respekt vor ihm haben, den man vor dem Mephistopheles nicht hat; er flößt Grauen ein, der letztere mehr Abscheu; er repräsentirt die „Pforten der Hölle" in ihrer Gewaltigkeit, bei Mephistopheles tritt mehr die Klugheit der Schlange" hervor, und er ist oft mehr advocatus diaboli, als diabolus selbst.

Eine zweite Scene zeigt uns Candida, die Jungfrau, wie sie in die Wüste zu ihrem geistigen Vater Placidus (Meister Blasius aus Northumberland in der Sage) kommt, um dem Lärmen von Gästen in ihres Vaters Hause zu entfliehen, der ihre sensitive Seele verletzt; sie will die Nacht in einer seinem Aufenthalte nahen Höhle zubringen. Placidus ist spät, durch Lebensschicksale, zur Erkenntniß gekommen; Candida hat sie durch angeborne Intuition und die reine Gläubigkeit ihres Gemüths; jener ist scheu, er hat mehr die Furcht Gottes, diese tritt glaubensstark und kühn dem ihr erscheinenden Satan gegenüber; beide bilden so einen anmuthigen Gegensatz. Sie sagt:

Stets wird den Geistern scheu
Das Wunder fehlen
Doch ewig zeugt sich's neu
Den heil'gen Seelen!
Fällt nicht ein Licht herab
Auf meine Scheitel?
Oeffne Dich, süßes Grab,
Die Welt ist eitel!

So tritt sie in die Höhle, wo nun Satan im Schlafe

II. Der Dichter.

Das Auftreten Immermann's als Dichter (während seines Aufenthalts zu Münster 1820) fiel in eine Zeit, wo junge literarische Kräfte noch nicht wie in der unsrigen so allgemein einer kritischen Thätigkeit sich zuwendeten. Ein junger Schriftsteller, dem zur Lyrik die Begabung, zum Roman und der Novelle die Lebenserfahrung und die Menschenkenntniß mangeln, beginnt jetzt damit, die bittere Wallnußhülse vom Kern seines Talentes allmählich in kritischen Exerzitien abzuschälen. Anders in jener Zeit. Wer zu einem Namen kommen wollte, mußte durch Schöpfungen und durch selbstständiges Erzeugen seinen Beruf bewähren. Dies ist lange Immermann's Unglück gewesen. Denn Immermann's Dualismus, wie man es treffend genannt hat, bestand darin, daß er eben so sehr Kritiker als Poet war, und beide Momente seiner literarischen Thätigkeit nicht nach zwei verschiedenen Seiten hin in zwei geschiedene Stromesbetten von sich ausfließen lassen konnte. Hätte er in Kritiken seine Verstimmungen, die Ansichten und Irritationen seiner kritischen Natur aussprechen können, dann wären seine poetischen Schöpfungen freier geblieben von den Disharmonien, die durch den Kampf von Verstand und Phantasie in sie hinein kamen. Jedes dieser Elemente hätte seinen eigenen Bereich gehabt und nicht durch Mischung sich einander verunstaltet: durch die phantastischen frohen Arabesken seiner romantischen Muse hätte nicht oft ein finsteres saueres Gesicht voll praktischen Verstandes und ernsthafter grimmiger Verneinung gelugt; denn Immermann begann als Romantiker, und die Romantik verträgt am allerwenigsten den nüchternen Verstand und die Kritik als Pathen bei ihren Geburten. Das ist es auch, was aus frühern Schöpfungen unsers Dichters immer etwas Unbefriedigendes herausfühlen ließ. Sie waren schön, aber es fehlte etwas zur vollen Schönheit: sie waren appro-

So ſah'n aus bodenloſer Tiefe dieſe Lichter:
„Iſt er“ ſprach ich „der letzte Richter?“
Ich konnt' bei ihrem Blitzen leſen
Was vor Jahrtauſenden geweſen,
Das ſonſt, das Jetzt, der Zukunft Gabe,
Und Weltenalt ſchien mir der Knabe.
Er brachte Zähne mit und trank
Der Mutter Bruſt nicht: All ſein Drang
War nach der Taufe. So tauft' ich ihn,
Wie er mir ſelbſt befahl: Merlin.

Drohungen gegen das Wunderkind und ſeine Mutter haben Placidus bewogen, es nach dem fernen Britanien zu bringen, wo er ängſtlich das wunderbare Weſen ſeines Pflegeſohns, den er liebt und doch ſcheut, zu enträthſeln ſucht. Merlin kommt, unbenetzt über die Wogen eines Fluſſes ſchreitend, und zeigt der Beſorgtheit des Einſiedlers gegenüber alle die Eigenſchaften ſeines Charakters, welche ihn zur anziehendſten Geſtalt des ganzen Stückes machen; er iſt bei ſeiner Allwiſſenheit beſcheiden, demüthig bei ſeiner Kraft, kindlich ergeben gegen den Alten, den er überſieht, und dennoch feſt, entſchieden und ſtark: auch fühlt er einen gewiſſen Stolz auf ſeine übermenſchliche Macht, mit der er eben ein gewaltiges Denkmal, die Steine von Stonehenge, auf ſeiner Mutter Grab aufgethürmt hat. Placidus ſcheint in dieſer ſchönen tiefſinnig poetiſchen Scene als chriſtlicher Prieſter das Princip der Stabilität, Merlin das der Progreſſivität zu vertreten: ſo mag der letztere ironiſch mit Hinblick auf manche moderne Vertreter der Progreſſivität ſich nennen:

Die arme Waiſe Himmels und der Erden,
Unſel'ges Fertigſein und Nimmerwerden.

Aber er belehrt auch Placidus und ſagt mit Bezug darauf:

Wer aber Dir und deiner Kunde traut,
Der hat in's Centrum klar hineingeſchaut;

als ob die Stabilität, von der Progreſſivität berichtigt, zur abſoluten Wahrheit gelange. Merlin hat dem Einſiedler die

um dieſem Gedichte zu folgen, ſo würde man denen, deren Phantaſie ohnehin nur mit Mühe ſich ſoweit aufſchwingt, einen Nachtheil zufügen, wenn man ihnen abſtracte (und wie erwähnt unzureichende) Gedanken unterlegen wollte." —

Trotz dem aber läßt ſich nicht läugnen, daß der Merlin wie jedes ächte Gedicht einen gewiſſen Gedankenkern, eine ihm eigenthümliche, concrete Idee beſitzt, die der Dichter ihm bewußter Weiſe einlegte, und welche die Kritik beſtimmt anzugeben wiſſen muß. Immermann ſelbſt hat ſich über ſein Werk mehrfach ausgeſprochen, er nennt es das liebſte ſeiner Kinder, und äußert ſich in den „Düſſeldorfer Anfängen" (Deutſche Pandora III. 46) alſo über daſſelbe:

„Merlin, den ich ſchon als Knabe durch Friedrich Schlegel's Erzählung kennen gelernt und ſeitdem immerdar im Herzen getragen hatte, machte mir grade damals die heftigſten Geburtsſchmerzen und wollte durchaus an das Licht. Der metaphyſiſche Gehalt dieſer Fabel ſagte dem ſpeculativen Sinne meines Freundes beſonders zu; ſein liebevollſtes Intereſſe hieß mein Stammeln von ihren eigentlich unausſprechlichen Geheimniſſen willkommen. Noch erinnere ich mich des Märzabends, an dem ich ihm draußen im Freien die Intentionen der Scene zwiſchen Merlin und Satan am Grabe der Mutter bei Stonehenge klar zu machen ſuchte. Es gelang nicht ganz, denn ich trug ſie im Gefühl, nicht in Worten bei mir. Aber uns umſtrichen die erſten ſcharfen, Wunder verheißenden Lenzeslüfte, der Mond ſchien und ſchien auch nicht, denn ein Chaos von Wolken wühlte ſich durch den Himmel. Da wies ich ihn zuletzt an Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dollmetſcher." —

Und ferner: „Andere ſagten, ich habe den Fauſt überbieten wollen. Der Vorwurf traf nicht. Ich war gar nicht in das Gebiet des Fauſt eingetreten. Nicht die Sünde ſchwebte mir als das Unglück der Welt vor, ſondern der Widerſpruch. Merlin ſollte die Tragödie des Widerſpruchs

Geendet iſt das Niederſteigen itzt;
Dich heimzuführen auf der Bahn des Geiſtes
Wählſt Du Merlin. Er leitet Dich, Du weißt es,
Den Rückweg, der von Deinem Feuer blitzt.

Ich bin, der wirbt die fürſtlichen Gemüther,
Die Stirn vom Ruhm- und Minnekranz umlaubt,
Die Ritter, Damen, König Artus Haupt;
Dem heren Gral ſchaff' ich die ächten Hüter!

Die Deutung iſt hier leicht. Das heilige Geheimniß des Seins Gottes unter den Menſchen ſoll durch Merlins Geiſt als Segen an alle Menſchheit kommen aus der Haft der blöden Excluſivität.

In der nächſten Scene tritt der Hofmarſchall Kay auf, die ſtehende luſtige Perſon der Tafelrunde-Romane; er ſoll das „Kind ohne Vater" beſchaffen und ſchläft ermüdet vom fruchtloſen Suchen ein; Merlin gibt ihm, nachdem er den ihm erſcheinenden Satan angewieſen hat, bei Stonehenge ſeiner zu warten, ein beſchriebnes Täflein in die Hand; Kay bringt es dem Klingſor, den wir im folgenden Auftritt in Caſtel Merveil unter ſeinem Zauberapparate, in dem Kreiſe finden, den die Schlange Ophiomorphos um ihn und ſeinen Zwerg ſchließt. Klingſor iſt Hofphiloſoph und Zauberer des Königs Artus; er iſt gezeichnet wie es ſeine fabelhafte Geſtalt und ſeine der Sage angehörende Umgebung forderte, im zeitgemäßen Coſtüme würde ich ſagen, wenn wir es mit einer beſtimmten Zeit zu thun hätten; aber er repräſentirt oft augenſcheinlich die ſchwachen Seiten neuerer hyperſtheniſcher Philoſophie, ja zuweilen geradezu die eines beſtimmten hochſtehenden Namens in der neueren Philoſophie. Zuerſt verwirft er die Worte des Kohelet, von der Eitelkeit aller irdiſchen Dinge; die Erde oder die Welt iſt ihm das Fundament ſeines Bewußtſeins, das durch ſich Seiende; aber

gleich darauf bekennt er, daß die Hingabe an die Natur ihn um sein Leben gebracht habe:

Durch achtzig Jahr' erkor ich
Die Heil'ge, hab' ihr in's Auge geschaut,
An ihres Rockes Saum verlor ich
Die Sehnsucht um die schöne Braut.

Die schöne Braut ist die Weisheit, ihres Rockes Saum die Natur; er erkennt jetzt die Eitelkeit seines frühern Pantheismus, er kann nicht bei sich bleiben, weil er sich zur Natur geworfen hat, in dem für ewig und absolut gehaltenen Anderen sich abhanden gekommen ist; er hat seine Kraft der Natur angedichtet und dadurch an sie sich selbst mit seiner Freiheit verloren. Sein dialektischer Pantheismus hat ihn gebracht zu:

— — — ewigem Wandern,
Und hätte doch gern in mir die Rast:
Fühle mich nur noch im Andern,
Und bei mir selber bin ich zu Gast.

Der Zwerg sucht Klingsor wie Wagner den Faust mit seinem Hochmuth zu trösten; dann kommen Erscheinungen, zuerst ein blutender Antinous (eine Anspielung auf den Hyperion, der Hegels und Hölderlins Verhältniß, als beide in Jena für Alterthum und Natur sich begeisterten, in den Gestalten Alabanda's und Hyperions malt? Hegel vergaß ja auch bald seinen schwärmerischen Freund wie hier Antinous von Klingsor klagt.) Die Erscheinungen rufen die Bilder der schönsten Natur in Klingsor wach; Hamadryaden schließen:

Deine Kinder sind in Frieden, kannst Du deinen Zwist nicht zähmen?

D. h. so lange im Philosophen die ewige Dialektik, der immerwährend schaffende Proceß des sich selbst denkenden, in der Natur sich entfremdeten, im Menschen sich findenden Begriffs (Gott) währt, schafft dies, wie der Phantasierausch des Dichters in der Welt seiner Geschöpfe, wohl ein har-

moniſches Ganze; aber die dauernde innere Harmonie und der Frieden des Gemüths, das Endziel aller Philoſophie, iſt dem Philoſophen, der einer ſolchen Dialektik nachhängt, keineswegs dadurch verbürgt.

Der Zwerg ſetzt nun ſeine Troſtverſuche in Worten fort, die den Hochmuth eines Klingſorſchen Philoſophismus perſifliren; ſein Herr aber wendet ſich von ihm und dem gräulich geſpenſtiſchen Liede, das er ihm ſingt, ab und der Schlange zu:

Ophiomorphos, aus dem Blick erzeugt,
Da in der Hyle Jaldaboth ſich ſpiegelt — —
— — — — — — — — — —
Antworte tiefe Selbſtſucht der Natur!

Aber ſie antwortet nicht: die Schlange zerfällt in Staub.

Nach den Gnoſtikern iſt Ophiomorphos, (durch den Blick erzeugt) in deren Kreis ſich Klingſor gebannt hat, die Sophia des Abgrunds: Jaldaboth iſt der Jehova des Zornes, der nach Einigen der Gnoſtiker im alten Teſtamente hauste und den ſie für einen grimmigen Naturgeiſt halten; Hyle aber bedeutet die Urmaterie. Die Spiegelung Jaldaboth's in der Urmaterie iſt ebenfalls eine Lehre der Gnoſtiker; ihre Anſicht von der Materie als einer Schöpfung des böſen Princips, läßt alle materielle Produktion vom Böſen kommen. Wie nun Böhme ſagt, daß, als die Sophia in dem Chaos ſich ſpiegelte, dieſer ſchöne Makrokosmus der Abdruck der ewigen Ideen geworden ſei, ſo behaupten einige gnoſtiſche Sekten, daß eine andre analoge Spiegelung des finſtren Jaldaboth in der Hyle der Schlange Ophiomorphos, dem Urböſen den Urſprung gegeben.

Klingſor nennt die Schlange, in deren Kreis er getreten, die tiefe Selbſtſucht der Natur: er charakteriſirt damit ſeine eigne Finſterphiloſophie, die in einen egoiſtiſchen Kreis gebannt, den Gott in ſich behaupten will und dabei ſich unſelig bei der Verneinung des wahrhaft Allgemeinen Gött-

lichen fühlt. Seine Weisheit iſt vom Anblick des Jaldaboth, nicht aus der Erleuchtung der himmliſchen Sophia entſprungen.

Es folgt die Unterredung Satans und Merlins bei Stonehenge, dem von Merlin aufgethürmten Grabe ſeiner Mutter. Wir ſahen oben, wie es einſt dem Dichter ſelbſt nicht gelingen wollte, die Intentionen dieſer Scene zu analyſiren. Um ſo mehr muß ich darauf verzichten, den ganzen Reichthum der hier angedeuteten Ideen auseinander zu legen. Satan erſcheint in ſeinem frühern eigenthümlichen Charakter, als Schöpfer und Demiurgos, deſſen Namen achtungsvoll genannt wird von den Wiſſenden. Dies erkennt Merlin an, aber er behauptet ſeine Selbſtſtändigkeit und weigert ſich feſt zu Satans Werkzeug zu dienen. Satan erzählt den Hergang der Schöpfung, daß es ausſieht, als diene er dem All, wie die nöthige Galle dem Organismus, die nur in ihrem Ausbruch böſe wird. Dann ſchildert er die Schönheit ſeiner Schöpfung, der Natur, und will Merlin zur Hingabe an die Materie bereden, und predigt endlich eine Emancipation von allem Spiritualismus ganz im Sinne, ja mit den Worten unſrer modernen Emancipiſten, die man nur mit Ergötzen hier dem Teufel in den Mund gelegt finden kann. Merlin widerlegt ihn durch ein argumentum ad oculos, er zeigt ihm durch geöffnete Wolken die Herrlichkeit des Himmels, daß Satan ſich ſelbſt in ſeiner Uridee dort oben erblickt, wo die göttliche Weisheit den Keim zu Allem in ſich trägt; Satan klagt über die Zerriſſenheit, die Gott in ſeine (Satans) harmoniſche Schöpfung bringe; Merlin zeigt ihm in der Idee, der himmliſchen Sophia, die Gegenſätze verſöhnt, ohne wechſelſeitige Störung oder Zerſtörung; er zeigt ihm, wie es nicht auf die Vernichtung dieſer Schöpfung von Gott abgeſehen ſey, wie Satan ihm unterſchiebt,. ſondern auf deren Verwandlung in eine höhere, beſſere, die begonnen, als Gott die Natur in ſeinen Arm genommen:

Und auf die Lippen der geſchmückten Braut
Den Kuß gehauchet, welcher Chriſtus heißt.

Den Silberblick der damit angebrochenen neuen Zeit nun zu feſſeln, zu hegen, ſei er, Merlin, da. Räthſelhaft bleibt während der ganzen Scene das Verhältniß Satans zur Welt: für ihren eigentlichen Schöpfer kann der Dichter ihn unmöglich halten, denn der Teufel, die Negation, das Princip der Scheidung bleibt ganz im Dienſte des ponirenden Princips, wenn dies auch nicht ohne jenes Mitwirkung die Schöpfung, die Scheidung des Chaos, zu Stande bringen kann; und doch ſoll Satan Demiurgos ſein. Immermann wäre dann Manichäer geworden! Der Dichter führt nun nach dieſer Scene, nachdem Satan reſignirt ſich enthoben hat und Merlin unter dem Sternenhimmel zum Gebete niedergekniet iſt, alle die fabelhaft ſchönen, anmuthigen Geſtalten der glänzenden Artuswirthſchaft Euch vor; da kommen der hohe König mit ſeinem Seneſchall, Gawein und Erek, Gareis und Kay, die Mynſtrel und die Ritter, Ginevra und Lanzelot, die ganze funkelnde Pracht der Tafelrunde. Die klare Schönheit dieſer Gebilde bedarf der Deutung nicht. Ein Mynſtrel erzählt die Kunde vom Gral weiter, welche Merlin früher dem Einſiedler Placidus mitzutheilen begann; er ſchließt mit den Worten:

Das Weltengeheimniß iſt nirgendwo; es iſt nicht hier und nicht dorten,
Es ſchaukelt ſich wie ein unſchuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Von ganz außerordentlicher Schönheit iſt hier vor Allem die Scene zwiſchen Ginevra und Lanzelot, der ſeine Dienſte der holdſeligen Königin weiht: was kann es prägnanteres geben, was, wo aus einem Worte ſchlagender der Zauber des tiefſten Gefühles uns erfaßte, als der Schluß ihrer Unterredung:

Lanzelot:
Was iſt die Liebe, wenn in nicht'gen Bildern
Sie krank ſich ſchwelgen muß,

Und wenn auf ſtillem Wege zum Genuß
Die Wünſch' in irrer Schattenqual verwildern?
Wenn Täuſchung ſo die Täuſchung hezte, triebe,
Was wär', o grauſam Glück, die Liebe dann?

Ginevra:

Die Liebe!

Die Darſtellung des Artushofes iſt im Ganzen faſt ſkizzenhaft gehalten; aber mit kurzen kecken Zügen ſind die einzelnen Charaktere von einander unterſchieden, daß auch hier, ein rein menſchliches Intereſſe in Anſpruch nehmend, eine originelle kühne Malerei vor unſer Auge tritt, und keineswegs ein bloßes farbenſchillerndes Kaleidoſcop, welches jede andere, als eine Meiſterhand, bei ſolchen Geſtalten zu geben verſucht geweſen wäre, deren Exiſtenz eine Marionettenhafte, am Faden abentheuerlicher Willkühr gehaltene iſt. — Die nächſte Scene iſt zwiſchen Merlin und Klingſor. Klingſor tritt noch einmal in ſeiner ganzen Nichtigkeit auf; das von Merlin geſandte Täfelchen, welches ihm von einer größern Weisheit, als der ſeinen, geſprochen hat, treibt ihn „auf Unruhwegen" aus ſeinem Schloß; er beſchwichtigt aber die innere Mortification, indem er ſich ſelber vorgibt, Merlin habe ihm ſeine Weisheit geſtohlen:

Sie können nichts, als aus mich plündern,
Auch er iſt einer von den Sündern; — —
Was ich erfand, damit will er belehren!

Wer dächte bei dieſer Stelle nicht an derartige Eigenthumsvindicationen neuerer Philoſophen, die ich nicht namhaft zu machen brauche? Sollte nicht eine ebenfalls nicht tiefliegende Anſpielung in dem Räthſel liegen, welches Klingſor dem Merlin aufgibt? Daß Immermann oft Perſönlichkeiten und Zuſtände aus dem Gebiete unſerer Philoſophie vor Augen hatte, iſt ja unläugbar. Klingſor ſagt nämlich:

Drei Knaben wollen in Eimern
Uns bringen Speiſe her,

Sie ſchöpfen aus unendlichem Vorrath,
Sie füll'n aus unergründlichem Meer.

Sie laufen und ſind geſchäftig,
Sie halten die Eimer im Kreis,
Doch wollen wir eſſen und trinken,
Verſiegt in den Eimern die Speis.

Dann laufen ſie wieder zum Vorrath,
Dann rennen ſie wieder zum Meer,
'S bleibt aber beim Hungern und Durſten,
Denn die Eimer, die Eimer ſind leer!

Merlin antwortet:

Bis daß die glänzende Jungfrau
Vom Himmel zur Erde ſich ſchwingt,
Mit den ſeligen leuchtenden Augen
In den Kreis der drei Knaben bringt.

Die Knaben fallen auf's Antlitz,
Die Eimer ſtürzen zerſprengt,
Die Jungfrau lächelt geruhig,
Und wir ſind geſpeiſt und getränkt.

Wer dieſe Jungfrau ſei, iſt mit einem Worte ſchwer zu ſagen; dachte der Dichter die Wahrheit darunter, die Glaube, Gemüth, Poeſie und Begeiſterung zugleich iſt, oder einen einzelnen beſtimmten Begriff aus der Reihe dieſer Dinge? Nach ſeinen frühern Worten vom Weltengeheimniß:

Es ſchaukelt ſich wie ein unſchuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten,

müßten wir dann zuerſt an die Poeſie denken.

In einem Monologe ſagt darauf Merlin von den Menſchen:

Sie ſchwanken zwiſchen Zukunft, Gegenwart,
Im lieblich Ungewiſſen,
Vor meinem Geiſt ſteht alles klar und hart,
Ich ſchmachte nach den Finſterniſſen!

Ein wunderbarer, tief poetiſcher Gedanke, wenn Finſter-
ſe hier bedeuten der Dämmerung Schleier, der über dem
ıendlichen, Unausfindlichen liegt, das Satan früher das
ement Gottes genannt hat; dann ſpräche Merlin damit aus,
ß die Seele und das Gemüth nie Befriedigung finden in
ıer Alles ringsum hell und grell beleuchtenden Erkenntniß,
ß beide als Hafen einer Sehnſucht, die ihnen zu ihrem
ücke und um Poeſie in ſich bewahren zu können, nöthig
das dämmernde Unendliche vor ſich haben müßten, worin
ihre Bilder träumen, ihre Ahnungen und Hoffnungen
ıeinweben können. Es läge darin der Grundgedanke der
ıantik ausgeſprochen, die ſelbſt dem Himmel kein proſai-
es klares Tages- und Sonnenlicht, wie die Philoſophie,
ıdern myſtiſche Strahlen, ſo in wunderbaren Farben-
:hungen vom Throne Gottes ausgehen, geben möchte. —
ingſor tritt wieder zu Merlin und hat ſich verwandelt,
ı ihn irre zu führen; Merlin aber hüllt ihm in der Sprache
lder Ueberlegenheit die Wahrheit ſeines Weſens auf: er
ıt ihm, wie er vom einfach Einen ſich entfremdet habe,
e „hier und da und dort Geſtoppeltes“ ſeine Ernte ge-
ſen ſei. Dies hat unläugbar einen Bezug auf ein neueres
iloſophiſches Syſtem, das da behauptet, alle älteren phi-
ophiſchen Prinzipien als Momente in ſich aufgenommen
haben, das ebenſo wie Klingſor vom einfach Einen ſich
ıfernt hat, indem es dies, die Einheit des Gemüths, als
ı nur ſubjectiv Gemeintes vor dem allgemeinen Gedanken
er dem Begriff verſchwinden heißt. Was kann ferner mehr
nurſtracks gegen dieſe Philoſophie gehen, wenn ſie aller
ciginalität, wie ſchlechter Subjectivität, die Fehde verkündet,
ı die Strophe:

Sein eigenſtes Geſetz hat jedes Weſen,
Es ſchwingt drin wie die Unruh in der Uhr;
Aus der Geſtalt der Signatur
Läßt ſich ſein ganzes Erdenſchickſal leſen.

Auch in der folgenden Rede Merlin's:

Dir galt die Erde, See', das Firmament
Für eine Leiter einzig, Dich zu steigern;
Da heißt es, was man Demuth nennt,
Vollkommen und entschieden zu verweigern, u. s. w

offenbart sich eine Befehdung derselben Richtung, nach welcher die ganze Natur einzig da ist, um im Geist und Bewußtsein wieder aufgegeben und fallen gelassen zu werden, so daß vor dem Ich endlich das Leben der Natur und der Geschichte wie zum Traume herabsinkt. Merlin wird immer bitterer gegen den ätzenden absoluten Denkprozeß und sein Philisterthum, das alle Blüthen zerpflückt, die nur auf dem Grunde der originellen Individualität wachsen können, das über die bunte Mannigfaltigkeit der Schöpfung den farblosen grauen Denkermantel wirft. Er vertheidigt dagegen die Poesie seines Wesens, als das gerade Gegentheil vom allfressenden Philosophismus des Klingsor; es ist oft, als wenn Merlin an solchen Stellen Repräsentant von Immermann's Genius selbst würde, und das sinnige Gemüth, die Bescheidenheit, die reiche Tiefe sind dann die hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters — und zugleich ebenso viele Züge, die dem Gemüthe des Dichters Ehre bringen. Er sagt:

Weil ich denn ganz mich an das All verschenkt,
Hat sich das All in mich zurückgelenkt,
Und in mir wachsen, welken, ruhn und schwanken
Nicht meine, nein, die großen Weltgedanken.
Sie ziehen feierlich die ernste Bahn,
Ich flieg, 'ne Feder, mit zum Ocean,
In dessen Schooß gebadet, sie, die hehren
Mit heil'ger Grausamkeit mein Ich verzehren.

Wie wäre die ächte Begeisterung des Dichters vollendeter auszudrücken? — Der folgende Auftritt führt uns in das Zeltlager der Massonie, wo zuerst Niniana, der Ginevra Schwester, auftritt, ein lacertenartiges Wesen, aus dessen

Charakter nicht recht klug zu werden iſt; gewiß würde die überall herrſchende außerordentliche Anmuth und Friſche ihrer Erſcheinung, wo ſie nur auftritt, nicht durch eine tiefer gehende Charakteriſtik verloren haben, deren ihre Geſtalt mir mitunter zu entbehren ſcheint. Von großer Schönheit iſt dagegen der plötzliche Umſchwung, den Merlin's Seelenſtimmung erleidet, nachdem er zum erſten Male Niniana geſehen hat. Früher Träger der tiefſten, oft myſtiſchen Gedanken, ein ächter Genius, der, anders erzeugt wie andre Sterbliche, ſich fremd unter ihnen fühlt und vor ihnen flüchtet in die ſtillen geheimen Werkſtätten ſeines geiſtigen Schaffens, in die Einſiedlerhallen ſeiner Contemplation, wird er jetzt plötzlich, wie mit einem Zauberſchlage umgewandelt, Mann der That und des Lebens: er kommt zum Bewußtſein ſeiner ganzen Kraft, ſeiner Helden- und Heilandsberufung; zugleich tritt er aus dem contemplativen Denken in eine ſchaffensfreudige Poeſie heraus und entwickelt den höchſten Glanz ſeiner Erſcheinung; ſeine Geſtalt leuchtet in ihrem Culminationspunkte über der Welt des Gedichtes; ſie zeigt ſich als das ſtrahlendſte Geſtirn, das über der Zukunft aufgeht, die er denen, die ihm folgen, als ihr Paraclet verheißt. Und dieſe Zukunft kann, nach allen Gedanken, welche das ganze Drama ausſpricht, nur die ſein, worin Leben und Poeſie und des Fortſchritts Errungenſchaft mit der Tiefe der alten chriſtlich religiöſen Ideen in voller Harmonie ſind, und aus ihrer Verbindung das neuere höhere Leben erwachſen laſſen. Der neue ganze Menſch dieſer Zukunft muß aber geiſtig geläutert vom Himmel, irdiſch geſundet von der Erde, von der Sinnlichkeit ſein Theil haben, ein Moment, welches hier das in friſchen glühenden Tinten geſchilderte Verhältniß des Helden und Ninianens ausſpricht. —

Wie nun aber Merlin in dieſer vollen Glanzentwicklung ſeines Weſens ſteht, wie er mit der Tafelrunde auf dem Wege zum höchſten Ziele, zum Wunder des Grales, der den

rechten Glauben darſtellt, ſich befindet, da umſtrickt ihn Niniana mit ihrem Zauber, daß er wahnſinnig ſich gefangen glaubt in einem ſtählernen Thurme, und hier wird uns klar, was Immermann bewog, ſein Werk eine Tragödie des Widerſpruchs zu nennen. Seine Liebe hat den Helden vermenſchlicht; ſie hat ihm zugleich des Menſchenthums alte Bedingung, die menſchliche Schwäche mitgetheilt, von der er früher frei war; und dieſe Schwäche, die der Leidenſchaft eine zu große Gewalt einräumt, verſchuldet ſeinen tragiſchen Untergang.

Klingſor's Ende hat nicht minder tragiſches Pathos; er geht unter, weil vor den Strahlen der neuen höher ſtehenden Zeit das philoſophiſche Gehäuſe ſeines Egoismus zuſammenſtürzt und der zertrümmernde Ruin ihn mit überſchüttet; er ſingt in wirrer Phantaſie:

Dem alten Herrn Rother ſtürzet das Roß
Von der Wucht auf der Flucht aus dem Kampfe.
Vorüber die Ritter, vorüber der Troß,
Da liegt er im wirbelnden Dampfe!
Sein Haupt hängt herunter, ſein Auge das bricht,
Bei dem ſterbenden Alten iſt Niemand nicht,
Der ihm helf' in dem ringenden Kampfe,

und von der Gewalt ſeiner Stimme erſchüttert, brechen die Grundveſten ſeiner Burg und Caſtell Merveil ſtürzt über ſeinem Haupte zuſammen.

Sein Untergang iſt ein männlicher und großartiger; er gibt ſeiner Geſtalt etwas Ehrwürdiges, wie er denn immer durch ſeine Conſequenz achtbar, durch ſeine Gedankenmacht imponirend auftritt und Merlin ſtets einen „edlen Kern" in ihm anerkennt. Er ſtirbt froh darüber, daß er vor ſeinem Ende den geſehen, der größer ſei, denn er. —

Ich kann dem Dichter nicht durch alle die Scenen, die ſein Werk beſchließen, folgen, und mache nur noch auf die dichteriſche Schönheit derjenigen aufmerkſam, welche uns nach Montſalvatſch ſelber verſetzt, wo Parzival und Lohengrin ſich

unterreden, bis Titurell zu ihnen tritt und den Beſchluß des Grales verkündet, in das ferne Morgenland verſetzt zu werden, in Uebereinſtimmung mit der Sage, die dadurch das Reich des Prieſter-Johannes gründen läßt; oder ſoll dieſe Flucht des Grales andeuten, daß vor dem Streben Merlin's und der Maſſonei, vor dem Streben des neuen Geiſtes, den Merlin repräſentirt, die mittelaltrige Myſtik ſich auf die Flucht begeben müſſe? Das Glück, welches der Gral ſeinen Hütern gewährt, wie Parzival und Lohengrin es ſchildern, gibt ein Bild von dem neuen frohen Geiſte, der aus dem Chriſtenthume wie ein verjüngender Hauch aufduften wird, wenn ſeine ganze Blüthenkrone in der Liebe Herrſchaft ſich entfaltet. —

Artus und ſeiner Ritter Untergang folgt dem Merlin's, ihres einzigen Führers; denn ſie ſelbſt ſind nur von ihm geleitet, und ohne eigne innere Nothwendigkeit und Weihe auf dem Wege zum Grale; ſie haben dem Geiſte keine Stätte bereitet; wie ſollte er ihnen werden, wo bei ihnen wohnen? es iſt mehr eitel weltlich Streben zu ihm hin, als ein innerlicher Beruf in ihnen. So müſſen, wie der Führer abirrt, ſie gleichfalls in die Irre gerathen.

In dem Nachſpiel „Merlin der Dulder“ feiert die Vernichtung, die alles irdiſchen Glanzes und aller Hoheit Bedingniß iſt, ihren Leichenpompartigen Triumph. Lohengrin, der als des Grales Bote mit wehenden Locken die Stufen des Tempels von Montſalvatſch hinabgeſchritten iſt, ſetzt ſich auf ein Grab und ſpricht:

Auf dieſem Grab, der Sonne zugewendet,
Die durch der Bogen Fenſterroſen ſchielt,
Frag ich Dich, Gral, an wen du mich geſendet?

Da von dem Innerſten dein Spruch mich hielt,
Vergieb, daß mir, nicht gänzlich abgetödtet,
Ein irdiſch Regen noch im Buſen ſpielt!

Von deines Heiſchens hoher Gluth gerüthet.
Ging ich, damit ich, wie du mich erkoren,
Helfe Jedwedem, der bedrängt, unmüthet.

Da fand ich unter Schutte tort Klingſoren,
Artus, Ginevren und die Schaar verſchmachtet,
Und in Verrücktheit den Merlin verloren.

Der Geiſter reichſten hat der Schmerz geſchlachtet,
Lieb', Ehre, Muth und Hungerentſtellte Leichen,
Andacht iſt von der Wahnſinns Fürich umnachtet.

Was nur vollkommen, herrlich, ohne Gleichen,
Ging in die gräßliche Verweſung über:
Wem, o mein Gott, ſoll ich noch Beiſtand reichen?

Mich dünkt, die Erd' iſt nur ein leerer, trüber
Baumloſer Anger, mit Gebein beſät,
Kahl, unabſehlich, unfruchtbar, worüber
Die ſchwarze Fahne der Vernichtung weht!

Unterdeß tritt zu Merlin, der unter der Weißdornhecke im Wahnwitz kindiſcht, Satan, ganz ſeinem frühern Charakter treu, aber jetzt eine überwältigend grandioſe Erſcheinung, die Vernichtung droht, ſeine „Stimme zerſchmetternd, Gebirge dröhnen ſein Gang“:

„— — — — — — — — — Heut gräbt
Mein Fuß ſich ſchwerer in den Boden
Es iſt etwas wie Sturm in meinem Odem
Tiefer das Aug' in ſeiner Höhle ſchwebt
Die Worte rollen wie der Donner faſt.“ —

Aber dennoch gelingt es ihm nicht, Merlin, von deſſen Sinnen er den Schleier des Wahn's genommen hat, zu ſich zu bekehren und Gott verläugnen zu laſſen; wie geſchickt auch Satan die Widerſprüche in der Art, wie das höchſte Weſen in die Geſchichte zu treten ſcheint, zu benutzen weiß

und zeigt, daß, wer Gottes Orgel ſpielen will, ſo oft für Satan nur die Bälge tritt, — Merlin bleibt ſeiner Natur treu und ſtirbt, ein „Geheiligt werde ſein Name“ auf den Lippen. — —

Man ſcheidet mit einem wehmüthigen Gefühl von Merlin, aber mit voller Verſöhnung, und er hat manche Saite in uns angeſchlagen, die noch lange fortvibrirt, wenn wir das Gedicht aus den Händen gelegt haben. Denn das iſt gerade der Reichthum deſſelben, daß neben der klaren, vor dem erſten Blicke ſich entfaltenden Schönheit der Erfindung und der Ausführung, des gerundeten Ganzen und des von außergewöhnlicher dichteriſcher Verve ausgeprägten Details, ein Ideengang unter der Oberfläche liegt und Scene mit Scene verknüpft, welcher aus dem Reiche der kühnſten, ſtrebendſten, höchſten Gedanken des Menſchen ſtammt und unſer Sinnen auf dies Gebiet mit Zaubermacht emporzieht. Was hier davon angedeutet wurde iſt wenig, es mag dürftig dazu ſein; ich kann nur die Hoffnung haben, auf Immermann's tiefſte Schöpfung eine erneute Aufmerkſamkeit zu lenken.

Münſter, im December 1840.

Den vorhergehenden Andeutungen über den Merlin mögte ich einige andre über Immermann's letztes Werk, das leider ein Bruchstück geblieben und erst nach seinem Tode herausgegeben ist, über seine Bearbeitung von „Tristan und Isolde" folgen lassen. Es ist leichter darüber zu sprechen, als über das vorhergehende, bei dem man so leicht Gefahr läuft, das: „Legt ihr nichts aus, so legt was unter" auf sich anwendbar zu machen. Das Gedicht Tristan und Isolde ist wie eine goldne Schale mit einem frischen, erquickenden und zugleich berauschenden Tranke darin, der gemischt ist aus feurigem Wein und südlichem Gewürz; man schmeckt das duftige Waldkraut durch, das hinein gelegt wurde, und auch die salzige Thräne, welche von den Wimpern der blonden Königin aus Irland hineingefallen; aber das Ganze ist ein klares goldnes Labsal, und man sieht hindurch bis auf den Grund der Schaale. — Nicht so Merlin; dies Gedicht ist wie ein dunkler Weiher, den die Wipfel des Waldes von Breceliande beschatten; er liegt tief versteckt und ein Windstoß muß die Aeste zur Seite schieben, wenn die Sonne ein Streiflicht darauf fallen lassen soll. In seine Tiefe strecken die Wasserpflanzen ihre Ranken; sie regen und bewegen sich, hin und her, sie schlingen sich um einander, sie laufen wie ein wirrer Knäuel, alle diese Wurzel-

fäden; es ſind die Gedanken des Dichters. Und über ihnen liegt der glatte Spiegel, welcher die Sehſtralen bricht; die Form. Wer kann nun ſagen, dieſer Faden läuft dorthin, jener ſo; dieſe Ranke trägt die Nymphäe, durch jene ſaugt das Trifolium ſeine Nahrung?

— Wer taucht hinunter in den Grund, wo die verſchlungenen Gedankenwurzeln eines Dichters ihre Fäden ſtrecken? Ich gebe ihm den goldnen Becher, aus dem Triſtan und Iſolde auf ihrer Meerfahrt Liebe tranken.

Genug der Bilder. — Wenn man die Schriften Immermann's zuſammen gruppiren will, wie ſie zuſammen gehören, ſo ſtellt ſich Triſtan und Iſolde ohne Frage neben den Merlin. Beide ſind romantiſche Dichtungen; freilich Immermann hat mehrere Werke geſchrieben, welche den Stempel der Romantik trugen, aber zu dieſen gehören Merlin und Triſtan nicht; ſie bilden eine Gruppe für ſich, welche keine Verwandſchaft oder doch nur eine äußerliche mit jenen früheren Erzeugniſſen hat. Als dieſe letzteren den Dichter beſchäftigten, ſtand er noch mitten im „Irrgarten der Romantik;“ als er den Merlin ſchrieb und das Werk Gottfrieds von Straßburg zu bearbeiten unternahm, hatte er den Irrpfaden ſich entwunden und überſchaute mit geiſtiger Freiheit das Gebiet, welches ihn ſo lange zu ſeinem Schaden umſtrickt hielt.

Das Schwankende, Unſichre, welches ſich in ſeinen früheren Erzeugniſſen zeigte, eine Folge inneren Zwieſpalts zwiſchen der Art des Stoffes und dem Geſchmack der Behandlung, den ihm die Mode der Zeit aufdrängte, und ſeinem eigentlich antiromantiſchen und auf Objectivität angewieſenen Gemüthe — iſt in dieſen beiden Schöpfungen ſeiner ſpäteren Lebensjahre verſchwunden. Das Mittelalter iſt ihm unterdeß fremder geworden; deſto klarer ſein Blick in daſſelbe. Er hat es in ſich überwältigt und jetzt erſt bietet

es ihm Stoffe dar, welche er mit ſichrer Hand für ſeinen objectiven Bildungstrieb ergreifen kann.

Indem Immermann das Lied von Triſtan und Iſolde zum Vorwurf nahm, nachdem er ein ſo gelungenes Werk, wie ſein tiefſinniger Merlin iſt, geſchrieben, bewies er, wie viel er der umfaſſenden Spannkraft ſeines Künſtlervermögens zutrauen durfte. Merlin — und Triſtan! welche Kluft liegt zwiſchen beiden! welcher Reichthum an ganz verſchiedenen Seelenkräften gehört dazu, wenn ſie aus dem Haupte eines und deſſelben Dichters geboren werden ſollen! das heißt Wolfram von Eſchilbach und Gottfried von Straßburg in einer Perſon ſein. Und dieſe beiden Dichter waren ſo durchaus verſchieden, daß ſie die bitterſten Feinde waren; ja, es hätte nur wenig gefehlt, und ſie hätten ein Paar ganz guter Freunde werden können. — Aber, mir ſcheint, Immermann hatte doch Etwas zu viel vom Wolfram in ſich, um ein ächter Gottfried zu ſein.

Wolfram von Eſchilbach hat den Parcival und den Titurel geſchrieben, die beiden großen Epopeen, worin aller Tiefſinn, alle myſtiſche Wunderbarkeit, all der ſüße und ſelige Aberglaube des Mittelalters umſchloſſen iſt. Es iſt ein Mährchengebiet, ein Feenland, ein Wundergarten, dieſes Gedicht, wo die Tropfen des Thaus, der in den Blüthen liegt, Demanten ſind, wo die Vögel, welche durch die Zweige flattern, keine Haidelerchen und Buchfinken, ſondern kluge Thiere mit dem flammenden Roth des Flamingo's auf dem Gefieder und mit der Kehle der Nachtigallen. Aus dem Gebüſche nickt euch ein Moiſeskopf mit dem langen ſchneeweißen Bart entgegen; das iſt der Prieſter Johannes. Tiefverſteckt, auf dem Aſt, ſitzt ein klagendes wunderſchönes Weib, das ſich das Goldhaar zerrauft; das iſt die zarte Sigune. Ueber den Spitzen der Mirobolanen-Wipfel in der blauen Ferne ragen, abendlich angeglüht, die Thürme des Wunderdomes, der mit den ungeheuren Structuren auf

einem Onyx fußt. Ihr ſeht ihn gleich, wenn ihr eintretet, im Hintergrunde; — aber ihr? — ihr kommt gar nicht hinein; der ernſte Wolfram ſteht als Hüter vor der Pforte, ganz in Eiſen, feſt, auf ſeinen Ritterſpeer geſtützt, die zwei ſilbernen Meſſer ſeines Wappens als Zimier über dem Helm — ganz ſo, wie er abgemalt iſt in dem Codex der Pariſer Bibliothek. Er verſteht eure Sprache nicht und ihr nicht die ſeine; es ſei denn, daß Freund Simrock mit euch ginge, der kann mit ihm reden und verſteht ihn und ihm gibt er die Schlüſſel, wenn ihr anders noch Verlangen traget in das Gebiet dieſes tödtlich ernſten Mannes einzutreten, deſſen Lippen die Dichterbegeiſterung aus demſelben Pokale geſchlürft haben, aus dem Chriſtus das Blut ſeines eignen geängſteten Herzens trank. —

Dagegen Gottfried von Straßburg — welcher Unterſchied! Gottfried iſt eben ſo heiter, ſo lebensluſtig, ſo nachſichtig gegen liebenswürdige Schwächen, wie jener todtenrichterlich ſtrenge und ſcharf. Mit dem Grundſatze, toll mit den Jungen, vernünftig mit den Alten zu ſein, mit den Wölfen zu heulen und den Mantel auf die Schulter zu hängen, welche am meiſten dem Winde ausgeſetzt iſt, zieht er fröhlich durch's Leben, in Eintracht mit der Welt und dem lieben Gott, von dem es ihm offenbar,

„Daz der vil tugendhafte Kriſt wintſchaffen als ein ermel iſt."

Alles iſt Leben, iſt Anmuth, iſt ſchalkhaft lächelnde Grazie an ihm; er kennt die Frauen und die Liebe, als habe er die ſeligſte Schule durchgemacht; er liebt den Glanz und die Pracht, er liebt das Ritterfeſt und die fröhliche Jagd, die mit Hörnerſchall durch Wälder und Fluren, durch Hecken und Gräber ſetzt; er führt euch, wo die grünen Römer klingen, an die blumenbeſtreute Tafel, zum Banket der grauen Zecher auf Tintajol; und wenn ſie endlich alle auf die friſche Binſenſtreu geſunken ſind, die alten Cornwalliſchen Mylords, und der kleine Kläffer, das Melotchen nichts ahnend am

Kamine sitzt und Nüsse knackt, — dann gleitet er mit euch sacht in den Baumhof hinunter, in das verborgenste Gebüsch, wo Tristan und Isolde sich umschlingen und nur die Sterne auf ihr Glück niederschauend wähnen.

Bei allem dem verläugnet Gottfried von Straßburg nicht den ächten Dichter des Mittelalters. Selbst die üppigsten Partien seines Werkes erhalten ihre Weihe durch den erhabenen Ernst der Grundgedanken, welche die Träger seiner Weltanschauung, die Schöpfer seines Werkes sind. Niemand hat wie er das Lied von Lieb' und Leid gesungen; nur einer noch, Shakspeare hat es. Aber Niemand hat so tiefsinnig die Schwäche und die Macht, die Tod und Haß besiegende Kraft der Liebe und ihre ohnmächtige Sophistik, ihre gefährliche Unweisheit dargestellt; Niemand endlich so tief den wesentlichen und innern Zusammenhang der Liebe mit dem leisen und unsichtbaren Walten, das Welt und Menschheit beherrscht, aufgefaßt und mit so scharfem Auge ihren geheimsten Wurzeln, wie sie in den Boden alles Erschaffenen dringen, nachgespäht. Was das ganze Mittelalter besungen, die Mähre von Frau Venus, alle die Lieder von „Gott Amur", von der „Jagd der Minne", von der „Minneburg" u. s. w., es ist ein unnatürliches Caricaturenwesen, ein unwahres, unkeusches Gewäsch gegen Gottfrieds Lied, der allein diesen ganzen Inhalt klar in eine klare, durchsichtige, in eine ganz wunderschöne Form gegossen hat. All' jenes andre brauchen wir nach ihm nicht mehr; ohne ihn aber wäre unsrer richtigen Anschauung des mittelaltrigen Geistes eine wesentliche Stütze fortgezogen.

Nachdem der Dichter nun, von dem wir hier reden, in jenen Wundergarten des Wolfram von Eschilbach gegangen, und daraus die Blätter und Blumen geholt, die er in seinem Merlin zusammenflocht und mit Eignem vermehrt dem Genius unsrer Zeit, welcher ihm der einzige wahre und ächte schien, als Kranz reichte — nachdem er so sehr

Wolfram von Eſchilbach geweſen, gehörte ein großes Bewußtſein innrer Künſtlerkraft dazu, nun Gottfried von Straßburg werden zu wollen; der Künſtlerkraft, welche Erde und Himmel umfaßt, welche den Dichter in dämoniſchem Dualismus die Extreme umfaſſen und in ſich vereinigen, welche ihn zugleich ein Kind und ein Greis, ja Engel und Teufel ſein läßt.

Bei Immermann kam, durch gewiſſe äußere Umſtände veranlaßt, eine große Verſchiedenheit der Gemüthsſtimmungen, damals als er den Merlin ſchrieb und damals, als er das Lied von Triſtan und Iſolde anhub, hinzu. Die vollere Anerkennung, die während ſeiner letzten Lebensjahre überall in Deutſchland ſeinem Talente gezollt wurde, mag das Ihrige beigetragen haben, ihn ſo muthig, ſo jugendfriſch ein frohes Lied anſtimmen zu machen, nachdem er eine ſo ernſte, Jahrtauſend alte Weiſe, wie ein druidenhafter Greis über die Haide von Stonehenge hatte klingen laſſen.

Man kann nicht ſagen, daß Immermann ſich zu viel zugetraut habe. Ich glaube freilich, daß er „zu ſehr Wolfram" war, daß er Manches verwiſcht habe, an der Anmuth viel weniger, als an dem ſo ſchwer zu erfaſſenden eigentlichen Reiz Gottfrieds, an der unendlich tiefſinnigen Bedeutſamkeit deſſelben, an ſeiner blühenden, mädchenhaft verſchämten Weisheit, die in dünnen Gewanden und im ſchimmernden Geſchmeide durch ſein Lied flattert, — ein Vogel, den überhaupt nicht leicht eine Hand des neunzehnten Jahrhunderts einfängt.

Jedoch, es iſt voreilig, darüber urtheilen zu wollen, da Immermann ſeine Bearbeitung nicht vollendet hat; auch mag nicht außer Acht gelaſſen werden, daß Gottfried für eine ganz andre Welt ſchrieb, während unſre durchaus keine Zeit mehr hat, einem Dichter Aufmerkſamkeit zu ſchenken, der ein Werk von 19,600 Verſen ungefähr ihr vorſingt und noch lange nicht zu Ende iſt. Immermann hat große, ſehr große Abkürzungen vornehmen müſſen.

Der Stoff des Gedichtes von Triſtan iſt eben ſo alt, als er in den mannigfachſten Bearbeitungen in der ganzen Welt verbreitet war. Der Held iſt in ſpaniſchen Romanzen beſungen worden und in franzöſiſcher, in niederländiſcher, in italieniſcher Sprache, im Roman, im Gedicht und im Volksbuch gefeiert. Ja, König Haquin von Norwegen hat ſeine Geſchichte durch einen Mönch Robert in's Isländiſche überſetzen laſſen. Die älteſten bekannten deutſchen Bearbeitungen ſind von Eilhard von Hoberging, einem Niederſachſen, und von Segehard von Babenberg. Gottfried aber führt als ſeine Quelle nicht dieſe, ſondern einen Thomas von Britanien an, der als Meiſter der Aventure aus Britiſchen Büchern, geſammelt habe. Ihn verglich er mit einer, wie es ſcheint nordfranzöſiſchen Bearbeitung. Wir beſitzen nun auch wirklich noch ein altengliſches Gedicht von Sir Triſtem in drei Geſängen, das Walter Scott herausgegeben hat, nach einer alten Handſchrift, welche zu Auchinleck in Schottland aufbewahrt wurde. Der Dichter dieſes letzteren führt als ſeinen Gewährsmann den Rhymer Thomas von Ercildoune an, der um 1239 in der jetzigen Grafſchaft Berwyck lebte: aber von dieſem Thomas, der eigentlich Learmont hieß und ein Seher und Sänger war, iſt die Sage von Triſtan ſeinem ungenannten Jünger, dem Verfaſſer des „Sir Triſtem" ſo ganz verſchieden von unſrem deutſchen Triſtan überliefert worden, daß man ſieht, Gottfried von Straßburg kann nicht dieſen Thomas von Ercildoune, der übrigens vielleicht auch jünger war, als er ſelbſt, unter ſeinem Thomas von Britanien verſtanden haben. Wir kennen dieſen letzteren nicht mehr und vermiſſen auch nicht viel dadurch, da es deutlich genug iſt, daß unſer deutſcher Geſangesmeiſter den Stoff eigenthümlich auffaßte, ſeine epiſche Härte mit einer ganz lyriſchen Weichheit und Zartheit durchtränkte und ihn als eine neue Schöpfung der Welt gab, mit dem Ernſte, der das Bewußtſein einer großen That begleitet, zugleich aber

auch wohl mit einem ſchelmiſchen Behagen daran denkend, welchen Stoß ſein Werk dem Anſehen Wolfram's von Eſchilbach geben werde, ſeines Unfreundes, der die Leſer in tiefſinnige ſpiritualiſtiſche Verwirrtheiten ziehe und ein Geſpenſterreich auf der Erde aufbaue, in welchem „der dürre Stecken Schatten geben ſolle ſtatt des grünen Lindenblatts.“

Das Gedicht Gottfried's verbreitete ſich bald über die ganze gebildete Welt jener Jahrhunderte; ſpäter, als man begann, die alten epiſchen Schöpfungen in Proſa umzuſchmelzen, wanderten Triſtan und Iſolde als Roman und als Volksbuch durch Stadt und Dorf, bis ſie endlich in eine Verſchollenheit geriethen, aus welcher ſie erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts die neuerwachende Liebe zu unſern alten poetiſchen Denkmälern hervorzog. Der erſte Abdruck des Gedichtes wurde von Myller in ſeiner Sammlung altteutſcher Gedichte beſorgt; dann theilten Böſching und von der Hagen den Proſaroman in ihrem „Buch der Liebe“ mit, und endlich wurde das Gedicht Gottfrieds mit der Fortſetzung Ulrichs von Turheim von E. von Groote, und faſt gleichzeitig mit den beiden Fortſetzungen, der Ulrichs von Turheim und der Heinrichs von Freiberg, von von der Hagen herausgegeben.

Schon im Anfange dieſes Jahrhunderts faßte A. W. von Schlegel den Entſchluß, das Gedicht nach Gottfried in Ottaven zu bearbeiten, ließ es aber, nachdem er eine Anzahl Stanzen zu Stande gebracht, wieder fallen. Dann erſchien in Königsberg 1839 eine proſaiſche Bearbeitung, welche Karl Roſenkranz einleitete; zu gleicher Zeit nahm Immermann die ſchöne Sage zum Vorwurf ſeines Romanzenkranzes — leider mit demſelben Geſchick, das Gottfried betroffen: Beiden iſt die Vollendung nicht vergönnt geweſen.

Was nun zuerſt in Immermann's Bearbeitung als meiſterhaft gelungen hervortritt, das iſt die ganze Weiſe und der Ton der Darſtellung. Sie hat eine reizende Friſche

und Lebendigkeit, ſie iſt voll warmen, vollpulſigen Lebens; Epos und Lyrik feiern in dieſen Romanzen eine innige Vermählung, welche ganz harmoniſch iſt mit dem innigen Bunde, von dem ſie Kunde bringen. Es iſt eine fröhliche, heitre Mähr; freilich hoher Ernſt, Leid und Schmerz liegt wie ein Rahmen um das bunte Gebilde; aber der Schmerz kann die Seligkeit nicht tödten, die einmal genoſſen iſt; der Rahmen kann das Bild wohl beſchatten, aber er bedeckt es nicht.

Immermann beginnt mit der Verbindung Rivalin's und Blancheflur's, der Eltern Triſtan's. Gleich der zweite Geſang läßt den Helden als Jüngling an den Hof von Blancheflur's Bruder, König Marke, kommen. Hier hätten wir lieber geſehen, wenn der Dichter, treuer ſeinem Vorbilde folgend, nicht ganz den guten Seneſchall Rual fortgelaſſen hätte, der bei Gottfried den Knaben auferzieht, und eine ſo anziehende Geſtalt bildet. Dann wäre auch das ſpätere Auftreten deſſelben beſſer motivirt. — König Mark findet Triſtan auf einer Jagd, welche er mit den Seinen anſtellt; dieſe Jagd iſt mit einer Lebendigkeit, einer Wahrheit dargeſtellt, welcher wir nichts Aehnliches im Gebiete unſerer ganzen Literatur an die Seite zu ſtellen wüßten. Der Hirſch in ſeinem Ruhn, die erſten Laute der Jagd, das Treiben der Meute bis die Witterung ſicher, dann die Flucht des geängſteten Wildes, ſein letzter Kampf und ſein Verenden, Alles das iſt ganz meiſterhaft geſchildert, und nur mit den ſpäter folgenden Naturmalereien deſſelben Buches zu vergleichen — mit der Schilderung eines trüben und neblichten Morgens nämlich, den König Mark aus ſeinem Fenſter belauſcht (im dritten Geſange: Die Schwalben); und ferner (in dem Geſange: Cornwall) mit der Schilderung der glänzenden und fabelhaften Schätze, welche das Meer in ſeinen Tiefen hegt.

Mit eben ſolcher Meiſterſchaft ſind die Charaktere gezeichnet. Zuerſt König Mark, der zu gutmüthig, zu edel iſt, als daß man ihn ohne Theilnahme ſo betrogen ſehen

könnte, wie überhaupt die ganze Geſchichte eine unmoraliſche, ein unſittliches Verhältniß verklärende ſein würde, wenn nicht Triſtan's und der von König Mark nie berührten Iſolde Verbindung als die rechte und innerlich nothwendige zu betrachten wäre, weßhalb auch das Gottesurtheil ſie rechtfertigt. — Dann Triſtan ſelbſt, der kecke, gewandte und doch ſo beſcheidene Ausbund aller guten höfiſchen Sitte, wie er ein friſches jugendlichfrohes Leben in die ſchweigenden Hallen von Tintayol und in das einſchlummernde Gemüth ſeines Oheims zurückbringt. Ein ſchönes Bild iſt ferner die Geſtalt Morolts, des Rieſen, der Zins von Cornwall zu verlangen kommt und von Triſtan beſiegt wird; ganz herrlich aber, großartig ſchön gezeichnet iſt der Charakter der Brangane, der Zofe Iſolden's, welche ihrer Herrin ein ſo übermenſchliches Opfer bringt.

Am mindeſten möchte Iſolde ſelbſt gefallen; man findet ſich im Anfang nicht recht in ihren Charakter. Morolt hat Triſtan geklagt, daß ſie ihn nicht liebe, und dennoch will ſie Triſtan das Haupt abſchlagen, als ſie inne wird, dieſer ſei Morolts Mörder. Dieſe Amazonenhaftigkeit iſt jedenfalls unſchön. Iſolde zieht mit ihrem Feinde Triſtan über Meer; er führt ſie als Brautwerber ſeinem Oheim zu. Aus weiſer Fürſicht hat Iſolden's Mutter, die alte Zauberkönigin von Irland, der Zofe Brangane einen Becher mit einem Liebestranke übergeben, welchen ſie den Neuvermählten reichen ſoll, damit dem äußerlichen Bunde ein innerer Halt gegeben werde. Ein Zufall läßt Iſolde und Triſtan dieſen Becher mit dem Liebestranke leeren und beide ſind nun plötzlich, wie vom Blitz getroffen, von heller Gluth entbrannt, beide plötzlich von einer in einander überſchmelzenden Innigkeit gekettet, welche kein Hehl mehr kennt, welche Erde und Himmel vergeſſen macht. Allerdings will dies die Sage ſo; aber nicht ganz ſo; Immermann hat hier zu ſeinem Schaden gekürzt, denn eine der ſchönſten Parthien bildet bei Gottfried der

mir große Freude. Immermann's Perſönlichkeit mag freilich nicht Geringes dazu beitragen; er gehört zu den Leuten, die ſich nichts vergeben, und denen daher durch ſolche Mittel, wie unter Intriguen groß gewordene Bühnenhelden ſie gern anwenden, nicht beizukommen iſt. Durchdrungen von der hohen Würde der Kunſt, und ſelbſt ein tragiſcher Dichter, vor dem Jeder Reſpect haben muß, muthet er denn auch den Leuten nichts Unrechtes zu, und Alle fühlen, wenn vielleicht auch Mancher nur inſtinktmäßig, daß es eine Ehre iſt, Mitglied des Düſſeldorfer Theaters unter J.'s Leitung zu ſein.

Zu meinem großen Leidweſen verweilte er nur kurze Zeit bei uns, traf jedoch die Abrede, nach dem Schauſpiel im Hôtel mit uns zu ſoupiren und Grabbe mitzubringen. Als er fort war, ſprachen B. und ich noch lange über den Eindruck, den er auf uns gemacht; wir hatten ihn Beide uns ganz anders gedacht, vorzüglich nicht ſo abgemeſſen, beſonnen und gehalten, ſondern raſcher, heftiger. Demungeachtet freute es mich ſehr, ihn nun perſönlich zu kennen, meine Zuneigung zu ihm war durch ſein ganzes Weſen noch mehr befeſtigt worden, und ich geſtand mir mit Freuden, daß er ein Mann ſei, den man als Dichter wie als Menſchen lieben und ehren müſſe. Daß ich nicht wenig vom Abend erwartete, kannſt Du Dir leicht denken.

Die Darſtellung der Goethe'ſchen Stella, der wir an demſelben Tage im Schauſpielhauſe beiwohnten, war vortrefflich. Du weißt, ich bin ſo theaterſatt, daß ſchon ſehr viel dazu gehört, um mich, wenn ich mich zufällig in einer fremden Stadt befinde, in ein Komödienhaus zu locken, und daß ich jeden anderen Zeitvertreib dieſem vorziehe, weil ich leider zu große Anſprüche an Thalia und ihre Jünger zu machen gewohnt bin. In Düſſeldorf aber würde ich faſt keine Aufführung verſäumen. Bedeutende Talente fand ich dort freilich nicht, die Dame, welche die Stella gab (ich glaube, eine Madame Verſing), ausgenommen; aber ein ſo

Weit in die Bahn trug Dich das Roß der Muſen,
Mein Lieb, mach Halt, ſieh um Dich und gieb Achtung
Auf Deine Wieg in Deines Vaters Buſen.

Aus Zeitenwettern, aus des Kampfs Umnachtung,
Darin die Parze ſtürzt des Edlen Seele,
Erringt der Dichter endlich die Betrachtung.

Sie iſt ein Strom, deß Spiegel ohne Fehle,
Sie iſt ein Strom, in dem die Welle fluthet
Zu klar und ſtolz, als daß ſie was verhehle.

Viel wird uns aufgelegt und zugemuthet,
Bevor dies heil'ge Waſſer bricht im Sitze
Des zartſten Seins, das ſchmerzlich oft geblutet.

Ich klagt' um Könige, die vor dem Blitze
Der Geiſter in Gewiſſensängſten zagen
Statt treu zu ſtehen an der Bildung Spitze!

Den König ſoll'n des Zelters Hufe tragen
Als Herzog vor den ebenbürt'gen Rittern,
Die der Geſchichte große Schlachten ſchlagen.

Die Kronen wanken, wenn die Träger zittern,
Man färbt den Purpur nicht, zu hüll'n die Blöße,
Im Machtſpruch iſt der Feigling auszuwittern.

Ich klagte um ein Volk . . . . doch nicht entblöße
Die Wunden ferner! Leg um ſie die Binde
Und decke zu die Spuren arger Stöße!

Dann leiſe ſchlich auf ſanftem Fuß gelinde
Mir in das Herz ein Tröſten unzerſtörbar,
Wie Roſenduft, gebracht vom Abendwinde.

An meiner Wiege rief der Genius hörbar
Und küßte mich: Du wardſt gemacht zum Schauen!
Dein Glaub' iſt ewig und dein Wahn verzehrbar.

Drum ging ich endlich ein in das Vertrauen,
Drum trockneten zulezt Verzweiflungsthränen,
Darum erblickt ich ein unſterblich Bauen.

Die Welt, die heil'ge, baut ein treulich Sehnen,
Ein Tempel iſt die Welt, kein Berg der Scherben.
Ja! ſagt die Wahrheit, und das Nein iſt Wähnen.

In dieſem Licht erlebt ich göttlich Sterben;
Es hatten Wünſche, Hoffnungen hienieden
Oft Furien gleich gehezt mich in's Verderben.

Nun aber ſtillte ſie ein Gott zum Frieden,
Wie Pallas einſt mit goldner Redeblüthe
Aus den Erinnen ſchuf die Eumeniden.

Und wenn mir dunkel, was das Leben brüte,
Und ſteht zu fern ſein Antlitz, daß ich's faſſe,
So hilft zur Schwichtigung mir eine Mythe.
— — — — — — — — — — —

Weil ich ſo ernſt geworden, darf ich ſcherzen,
Weil ich ſo heiter, darf das Roß der Muſen
Mich tragen durch die Wildniß grimmſter Schmerzen,
Denn alles kann und darf ein freier Buſen. —

Ja, Immermann war frei geworden, frei und groß; er hätte jetzt Alles gekonnt, er hatte ſich durchgedrungen bis auf jene Stufe der Betrachtung, auf welcher die großen Dichter aller Zeiten ſtanden. Da rief ihn der Tod ab —

mit jener Art verhöhnender Tücke, mit welcher wir ihn so oft die Pfade deſſen kreuzen ſehen, der nach langem mühſeligem Wandern endlich das Ziel vor Augen, endlich es erreicht hat.

Jener Nachgeſang war Immermann's Schwanenlied. Der zweite Theil ſeiner letzten Arbeit hat nur noch einen Geſang, der vom Dichter niedergeſchrieben, aber nicht überarbeitet iſt, das andre ſind kurze ſkizzenhafte Entwürfe und mitten im Kerne, auf der höchſten Höhe ſeiner Schönheit angelangt, bricht das Gedicht ab. Die Romanze ſchwelgt in der berauſchendſten Seligkeit, ſie hat im Ineinanderverſchlingen von Schmerz und Entzücken den tiefſten Grund des irdiſchen Glücks gefunden; ſie hat ſich eingewühlt in den Reiz der ſchönen Königin, die lieblich blaß, die ſüße Matte, vom Frühgewand umſchmiegt, ſo weiß aus weißem Scheinen und wie ein ſüßer Traum durch ihre Blumenhülle unter dem Myrthenbaldachin leuchtet:

Denn über'm Throne hebt die Laube
Von ſchlanken Myrthenſtämmchen ſich,
Durch deren dunkles Grün die Traube
Der purpurnen Gloccinien ſchlich;
Die Laube wölbt ſich über'm Golde
Des Throns der Königin Iſolde —

Da erblaßt der Sänger, ſinkt und iſt nicht mehr! — Der traurigen Weiſen vom Scheiden und ewigem Meiden, von Falſchheit und Untreue ſoll er überhoben ſein; er ſoll nicht voll unendlichem Leid an den Gräbern Triſtan's und Iſolden's knien und auf dem einen die Roſe, auf dem andern die Rebe aufblühen und darüber ſich zur Laube in einander flechten ſehen. Er iſt der Trauer enthoben — aber wir ſind es nicht! —

Immermann hat zuerſt durch eine mit Recht bewunderte Dichtung ein poetiſches und doch, trotz ſeiner eigenthümlichen Schönheiten, verkanntes Land gewieſen und zu ſeinem Rechte

übrigens dieſelbe geblieben, und ich bedaure nur, daß hier einer von den Fällen exiſtirt, in welchem das Talent vom Charakter aus zu Grunde gerichtet war."

„Ich habe zwiſchen die Bücher eine Ueberſicht deſſen, was die Düſſeldorfer Bühne geliefert und zu liefern ſich vorgenommen hat, gelegt, woraus Sie den Cyclus unſrer hieſigen Beſtrebungen erſehen werden. Auch liegt als Curioſität ein Comödienzettel vom Tieckſchen Blaubart bei, den ich im vorigen und dieſem Jahre in die Scene ſetzte. Das Mährchenhafte und Bizarre trat über meine Erwartung theatraliſch-plaſtiſch hervor, und die Wirkung war ſelbſt auf die Menge eine bedeutende. Freilich hatte ich einige Abänderungen gemacht, und dann wurde es ſehr gut gegeben."

„Das Ueble bei dem modernen Theater iſt, daß es nicht bei beſondern feſtlichen Gelegenheiten mitwirkt, ſondern daß man es hat zur Tagesſpeiſe machen müſſen. Hierin ſteckt eigentlich der Krebs der Sache. Dadurch tritt ſie aus der reinkünſtleriſchen in die vermiſchte Sphäre, und muß immer nach kurzem Kampfe dem gemeinen Sinne zur Beute werden."

„Sehr lieb wird es mir ſein, wenn Sie mir die Arioſtſchen Scenerien überſenden wollen. Desgleichen den Aufſatz aus dem Athenæum. Ich muß Ihnen außerdem noch eine Bitte vortragen. Wenn Sie mir einmal bei Gelegenheit eine Nachweiſung der Quellen der Geſchichte des deutſchen Schauſpiels von ſeinem Entſteh'n in Hamburg und Leipzig vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an aufſchreiben wollten, ſo würden Sie mich ſehr verbinden. Ich habe vor, wenn das Düſſeldorfer Theater erſt gefallen ſein wird, eine Geſchichte deſſelben zu ſchreiben, damit doch etwas davon nachbliebe, wünſche aber dabei etwas zurückzugreifen."

Mit der Bitte, Ihr Wohlwollen mir zu erhalten

Düſſeldorf, den 2. Juni 1836.

aufrichtig ergeben Immermann.

An Freiligrath.

Sie haben mich aufgefordert, lieber Freund, meine Beziehungen zu Immermann darzuſtellen; um Ihretwillen thue ich es gern, denn es rührt mich auf eine eigene Weiſe, daß Sie gerade es ſind, der mich darum bittet. Sie wiſſen, wir Beide, Sie und ich, ſtanden ſchon früher in einem freundlichen Geben und Empfangen zu einander, noch ehe Sie Immermann perſönlich kannten. Ich war es, der damals, wo er ſich ſtrenger von Jüngeren abſchloß, lebhaft und wiederholt in ihn drang, Sie aufzuſuchen. Jetzt ſind Sie es, der mit eben ſo reiner Pietät als feſter Gewiſſenhaftigkeit die Materialien zum Denkmal für den zu früh uns Geſchiedenen zuſammenträgt, und in echter Liebe auch mein Scherflein verlangt. Das bewegt mich im innerſten Herzen, und ich ſehe es als eine zwiefache Pflicht an, das Wenige zu geben, was ich habe, und, es als ein Heiligthum bewahrend, ſchwerlich einem Anderen als Ihnen gegeben haben würde; ſeiner Wittwe und ſeinem Kinde ausgenommen, die nach meinem Gefühl ein heiliges Recht darauf beſitzen. — So indeſſen in ihren Händen bleibt es unſer Aller geiſtiges Eigenthum, die wir ihn geliebt und zu ihm gehört haben; die er anerkannte, weil er wußte, wie ſehr wir ihn liebten: Jedes nach ſeiner Weiſe, in ſeiner Weiſe. —

und die Epigonen mit einander zu vergleichen. — Ich ſandte alſo das Manuſcript dem Freunde, und erzählte ihm, welches Fatum daſſelbe betroffen. Zum Verſtändniß von Immermann's Antwort laſſe ich die Recenſion hier wörtlich folgen. — Später gab ich ſie einem jungen Literaten in meiner Nähe, für eine von ihm unternommene Zeitſchrift, die jedoch bald wieder aufhörte und nicht eben große Verbreitung fand, ſo daß ſie wohl nur von ſehr Wenigen geleſen worden iſt.

Düſſeldorf bei J. E. Schaub. — Die Epigonen. — Familienmemoiren in neun Büchern. 1823 — 1835. Von Karl Immermann. — 3 Theile.

Es ſei uns geſtattet, ein Mal von der gewöhnlichen Art und Weiſe abzugehen, und das eigentliche Schlußurtheil bereits zu Anfange dieſer Zeilen auszuſprechen. Wir haben es hier mit einem vortrefflichen Buche zu thun und mit der bedeutendſten Erſcheinung der neueſten Zeit im Gebiete des Romans, wenn nicht im Gebiete deutſcher Poeſie überhaupt. Mit eben ſo feſter und ruhiger Beſonnenheit legt in demſelben ein wahrer Dichter Rechenſchaft ab von dem Eindrucke, den ſeine Zeit auf ihn gemacht, als er, mit allen Schätzen ausgeſtattet, die nur wenigen Menſchen in ſo hohem Grade verliehen wurden, ſeinen Stoff, die äußere Welt ſeiner Gedanken, erſchafft und ihr die angemeſſenſte künſtleriſche Geſtaltung verleiht. Es iſt ein Vermächtniß Immermann's an ſeine Zeit, das, wie eine fromme Stiftung, auch folgenden Geſchlechtern Segen bringen ſoll, um ſo reiner, als es ihm ſittlich dringendes Bedürfniß war, in ihr ſein Innerſtes darzulegen, um ſo ſchöner, als ſich bei ihm der Dichter nie und nirgends von dem Menſchen trennt oder vor ihm verläugnet. — Er gehört nicht zu dem Haufen der Unzufriedenen unſerer Tage, deren Unzufriedenheit ein Kind der Selbſtſucht und Eitelkeit iſt, die mit ihr kokettiren, weil ſie glauben, ſie zeigten ſich ſo am Vortheilhafteſten und

muckſen wagte; da ſchrieen denn alle Tageblätter vor Jubel, denn ſie fürchteten Heine; das wahrhaft Ehrenvolle in Heine's muthwilliger und ungezogener Schrift hob aber Keiner heraus, und es iſt gerade ſo edel und rein; es iſt die ungeheuchelte Anerkennung des ariſtokratiſchen Karl Immermann von Seiten des demokratiſchen Heinrich Heine, die Anerkennung eines wahren Dichters nämlich von Seiten eines wahren Dichters.

Die neuere Schule hat eben dieſe ariſtokratiſche Geſinnung dem Immermann zum Vorwurf gemacht, ich finde mit großem Unrecht. Ich halte dies Partheimachen des jungen Deutſchlands, wie es ſich gern ſelbſt nennt, überhaupt für Unrecht; die guten und geiſtreichen Leute wollen mit Gewalt allen anderen Leuten ihre Anſichten aufzwingen; ſie haſſen die Könige und die Ehe, und deshalb ſoll nun auch gleich jeder andere Schriftſteller in ſeinen Werken ſeinen Landesherrn und ſeine Frau zum Teufel jagen, obgleich er ſich vielleicht unter der Herrſchaft Beider vortrefflich befindet und ihm mit ſothaner, deutſch-ſaint-ſimoniſtiſcher Emancipation gar nicht gedient iſt. Dieſe Freunde verſtehen die Zeit, die Welt und ihren Vortheil nicht; 1) die Zeit nicht, denn ſie iſt für ihre Theorieen noch gar nicht reif; 2) die Welt nicht, denn woran die Welt ſechstauſend oder doch wenigſtens achtzehnhundert und fünf und dreißig Jahre gehangen hat, das läßt ſie nicht ſo mir nichts dir nichts fünf Jahre nach der Julirevolution fahren; 3) ihren Vortheil nicht: denn wenn man die Menſchen erſchreckt, ſo überredet man ſie nicht, und geſetzt auch, ſie überredeten alle Leute wirklich, ſo wäre es ja zuletzt um ſie als junges Deutſchland geſchehen, und kein Buchhändler zahlte ihnen mehr einen Pfennig Honorar für ihre Anſichten, Revolutionen und Reformationen. Doch Scherz bei Seite, ich halte es für Unrecht, die politiſche wie die religiöſe Geſinnung eines Anderen, ſobald ſie aus wahrer Ueberzeugung entſpringt, und nicht ein Kind des

verſtehen, wie vor dem Mißverſtanden-werden — als nur der Dichter allein, der uns, indem er aus dem Spiegel ſeiner Seele die Gegenſtände reflectirt, ihr Gutes wie ihr Böſes zeigen kann, weil er ſie uns in einem concentrirten Bilde erſcheinen läßt, das wir leichter zu überſehen, aufzufaſſen und daher zu beurtheilen vermögen, als jenes große, vielſeitige Bild der Wirklichkeit, das uns durch ſeine vielen, divergirenden Einzelheiten beſticht, zerſtreut oder täuſcht und verführt.

Dieſe ſchwierige Aufgabe nun hat der Verfaſſer der Epigonen, wenn auch nicht in directer Abſicht, Solches zu thun, doch aus Intuition als ein echter Dichter mit dem feinſten Talent und, was noch weit ſchwerer wiegt, mit dem feinſten Herzen gelöst. — Alle Richtungen, alle Beſtrebungen unſerer Periode in ſeinem Werke geſchildert zu erwarten, wäre thöricht: aber alle, die das Herz berühren, die auf den inneren, eigentlichen Geiſt der Nation ihren Einfluß üben und aus ihm entſproſſen, von ihm künden, hat er feſtzuhalten verſtanden, da ſein poetiſches Gefühl, ſein Gemüth ihn zu dieſen an und durch ſich ſchon wirklich poetiſchen Objecten hinzog, und ihn ſinnend, freilich nach individueller Neigung, bei Einzelnen mehr oder weniger, dabei verweilen ließ. Der Titel ſeines Werkes ſpricht deutlich aus, was er bringt: Familienmemoiren der letzten Jahre, welche die herrſchenden Stände der Geſellſchaft in ihrem Verhältniſſe zu und ihrem Kampf mit einander zeigen, die Repräſentanten der drei Gewalten unſeres Zuſammenlebens: angeerbte Herrſchaft, Geld, Intelligenz, alſo den Adel, den Kaufmann, den Gelehrten. — Sie ſind Epigonen (Nachgeborne, tragend, was ihnen die Ahnen bereiteten, der unterliegend, der ſiegreich hervorgehend); aber ihre, d. h. unſere Nachkommen, werden es nicht ſein, denn die Epoche ſchließt ſich mit uns — die Kriſis der letzten Zeit hat die alten Satzungen ihrem Ende nahe gebracht, nur der Schein vergangener Tage hält

Werken ein zürnender Hohn der Erbitterung an, der von keiner Verſöhnung wiſſen will, weil ihm der Gegner erbärmlich ſcheint. Immermann dichtet wie er muß, wie jeder echte Dichter; aber es macht ihm keine Freude, die Geſchenke der Muſe ſeinem Volk zu ſpenden; er wirft ſie ihm hin, damit es ſeinen Haß fühle, nicht aber ſich an ſeinem Talente freue, und er bedenkt dabei nicht, daß ſich die Menge durch Kaltblütigkeit rächt, denn ſie hat keinen Grund, ſich für einen Dichter zu intereſſiren, der ihr mit trotzigem Hohn entgegentritt. — Daher ſeine Erbitterung, von der befangen er nicht fühlt, wie er es ſelbſt verſchuldet habe. — Die Nachwelt wird gerechter gegen ihn ſein, aber ich fürchte, daß er im Kampfe mit der Mitwelt zuletzt einſeitig untergeht. In ihm ruht eine großartige Natur, es iſt ein edler Geiſt, voll Kraft, Tiefe und Zartheit. Welche Wärme des Gefühls, welche würdige Geſinnung ſpricht uns nicht aus dem Trauerſpiel in Tyrol und dem Kaiſer Friedrich an, und wie redlich meint es der Dichter nicht, trotz ſeinem Aerger über ſein Volk, mit dieſem u. ſ. w.“

Selbſt nach der perſönlichen Bekanntſchaft Immermann's hat ſich meine hier ausgeſprochene Anſicht über ihn nicht geändert, doch gebe ich zu, daß ich die Meinung von ſeinem Haſſe gegen die Menge, obwohl ich ſie im Grunde für durchaus wahr halte, mit etwas zu ſtarken Farben auftrug. — Laß mich Dir jetzt erzählen, welchen Eindruck ſein ganzes Weſen auf mich machte.

Er kam pünktlich um die beſtimmte Stunde. Ihm voraus flog der Kellner und meldete mir athemlos als etwas Wunderbares, der Herr Landsgerichtsrath J. ſei unten und habe nach uns gefragt; ſeine Erſcheinung im Hôtel mußte alſo wohl etwas Seltenes ſein. Wir erwiederten, daß wir die Ehre hätten, ihn zu erwarten; das ſchien aber dem Truffaldin gar nicht genug, und er ließ es ſich von uns wiederholen. Bald darauf trat J. ſelbſt ein, eine ſtattliche,

die, in welcher ſich der Letztere bewegt. Während das Streben dieſes Jünglings mehr ein gefälliges und gefallendes, als ein würdiges iſt, hat Jener immer etwas Ernſtes, Bedeutendes im Auge, dem er ſeine Richtung zuwendet; zwar läßt er ſich eben ſo leicht irre leiten und vom Wege abführen, wie das überhaupt der Jugend eigen iſt, aber er tändelt nicht ſo viel; ſeine Zwecke bleiben großartig, und ſo erreicht er denn auch zuletzt, aus der Schule der Erfahrung durchgebildet hervortretend, ſelbſtſtändig ein Ziel, während Wilhelm Meiſter am Schluſſe der Lehrjahre uns immer noch als ein Schüler erſcheint. Damit meinen wir gar nicht, den hohen und entſchiedenen Kunſtwerth von Goethe's großem Werke anzutaſten; es wäre thöricht, Solches zu wollen, ſondern wir ſprechen nur beſtimmt aus, daß dem von Immermann gezeichneten verwandten Charakter ein weit höherer moraliſcher Werth beiwohne, ein Umſtand, der ſchlagend beweiſt, wie richtig der Verfaſſer der Epigonen unſere Zeit auffaßte und unſere jetzige Jugend begriff, die eher zu viel Ernſt beſitzt, als zu wenig. Doch nicht bloß Hermann allein, alle übrigen Charaktere vom Erſten bis zum Letzten ſind eben ſo hiſtoriſch als pſychologiſch richtig entworfen und durchgeführt, und man fühlt die Wahrheit derſelben ſo hervortretend durch, daß man überall meint, wirklichen, lebenden Menſchen zu begegnen — ſelbſt das phantaſtiſche Flämmchen nicht ausgenommen — und leicht in die Verſuchung geräth, zu glauben, es ſeien Porträts, die der Verfaſſer nach der Natur copirte; dies Letztere um ſo mehr, als nirgends Karikirung irgend einer Art hervortritt, und ſelbſt die Verirrungen der Einzelnen, wenn auch noch ſo ſehr auf die Spitze getrieben, immer rein menſchlich erſcheinen und mit der keuſcheſten Feder gezeichnet ſind. Dies iſt ein Beweis für die große Keuſchheit und Feinheit, die den Dichter durchaus beſeelt und kein geringes Lob in unſern Tagen, wo die Lüſternheit ſich ſo breit macht; wie denn Immermann

überhaupt ſich nie anders als vollkommen würdig vor der Nation gezeigt hat.

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, hier die Fabel des Romans wieder zu erzählen, da wir weder ihm durch eine ſolche Skeletirung Abbruch thun, noch uns einbilden mögen, den denkenden Leſer dadurch zu befriedigen. — Es genüge daher, kurz anzudeuten, daß das Geſchichtliche den Untergang eines vornehmen adeligen Hauſes darſtellt, das durch den Drang der Zeitverhältniſſe ein indirectes Opfer des induſtriellen Elementes unſerer Geſellſchaft wird. Dieſes Letztere repräſentirt ein überaus klug und großartig ſpeculirender Kaufmann, der Welthandel treibt; aber auch ihm erwächst nur Fluch ſtatt Segen aus dieſem Kampf, und eine gräßliche Enttäuſchung, welche ihm zeigt, wie leer eigentlich ſein ganzes thatenreiches Leben geweſen, endet gewaltſam ſein Daſein. Der Kampf, der beide Partheien gegen einander ſtellt, iſt kein einzelner, kein willkürlicher, es iſt der Kampf der Zeit, das Reſultat der Nothwendigkeit, wie ſie jetzt ihre Herrſchaft über die Götter und die Menſchen der Erde geſtaltet hat. Dieſer Kampf bildet den eigentlichen Mittelpunkt, von dem aus Strahlen in mannichfachen Richtungen ausgehen und zu dem wieder Alles zurückkehrt. Die verſchiedenartigſten Intereſſen durchkreuzen ihn, und die wichtigſten Lebensfragen unſerer Tage kommen dadurch, wenn auch nicht zur abſoluten Löſung, doch zu genauer Betrachtung und Entwickelung. Leicht und gefällig führt uns der Dichter zu Anfang in die Verhältniſſe ein; wir werden, wie Hermann, durch die Eleganz und äußere Anmuth des höheren geſellſchaftlichen Lebens angezogen und beſtochen; allmählich thun wir tiefere Blicke in das Hohle und Leere oder Einſeitige ſo mancher hervortretenden Beſtrebung Einzelner wie ganzer Stände; aufmerkſam und beobachtend wenden wir uns mit ihm der Gegenparthei zu; auch hier findet ſich eben ſo viel Schein und Lüge, und wir werden inne, wie doch

beiden Theilen der eigentliche wahre innere Gehalt abgehe, und daß nur Wahrheit und Liebe, Beide entſchieden und uneigennützig, allein zur rechten Mitte führen können. — Wir haben auf der einen Seite die faſt krampfhaften Beſtrebungen des Adels angeſchaut, ſich durch das Einzige, wodurch er noch zu gelten glaubt, die Repräſentation in vollſter Wirkung zu bewahren und zu erhalten; auf der andern Seite ward uns die wunderliche Ausgeburt der neueſten Zeit, das revolutionäre Streben in ſeiner ganzen unreifen Lächerlichkeit, wie in ſeiner zerſtörendſten Reife geſchildert, dort, wie hier, tritt moraliſche Verderbtheit hinzu und untergräbt das urſprünglich reine Princip, das wenigſtens in ſeinen Grundideen, der der Beſſerung wie der der Erhaltung, ſittlichen Werth beſaß, und das rein Menſchliche, das mit dem Göttlichen ſo innig verwandt iſt, erhält ſich allein oben. Einzelne wichtige Momente, Forſchungen und Richtungen reihen ſich dazwiſchen ein; die religiöſen Zweifel, die ſich bei den Einzelnen in eigenthümlichen Erſcheinungen manifeſtiren, die Wendung in unſerer Bildung und Erziehung, die Behandlung der Kunſt, wie ſie jetzt getrieben wird, alles Dies kommt praktiſch als Theil der Fabel zur Sprache, aber ſo mit dem Ganzen verflochten und mit ihm fortſchreitend, daß nirgends auch nur die mindeſte Retardation oder Hemmung Statt findet, oder das Intereſſe des Leſers an den Hauptfiguren und deren Durchbildung geſchwächt oder abgelenkt wird.

Daß bei einer ſo reichen Erfindung demungeachtet einzelne Partieen und Situationen glanzvoller hervortreten, als andere, braucht wohl nicht bemerkt zu werden, dennoch aber leidet die Harmonie des Werkes nicht darunter, da den Verfaſſer die vollkommenſte epiſche Ruhe fortwährend begleitet, welche noch obendrein und ſtets zu rechter Zeit durch eine überaus feine und zarte Ironie gehoben wird. — Einen ganz beſonderen Reiz erhält der letzte Theil der Epigonen namentlich dadurch, daß der Dichter ſeine Subjectivität mit

demſelben verwebt und ſo, indem er die bedeutendſten Perſonen über das Vorhergegangene redend und betrachtend, ſo wie ergänzend einführt, ſeine Leiſtungen auf die gewandteſte Weiſe und eben ſo paſſend als gründlich beurtheilt. Dieſelbe Feinheit und Klarheit herrſcht übrigens in dem ganzen Werke hinſichtlich der äußeren Form vor; der Styl hat eine Anmuth, Ruhe und Ründung, eine Stetigkeit und Klarheit bei großer Kraft und Stärke, bei Reichthum und Phantaſie, wie er ſeit Goethe noch nicht wieder hervorgetreten iſt.

Streng urtheilend könnte man allerdings ſagen, das Buch entſpräche ſeinem Titel nicht ganz; ſollten wir, die Epigonen, die Helden des Romans ſein, ſo müßten alle unſere Hauptrichtungen dargeſtellt werden, und das ſei allerdings nicht der Fall; das Staatsleben und das Weſen der Litteratur, ſo wie die eigenthümlichen Richtungen unſerer Tage, ſeien nur berührt, nicht geſchildert, und in dem Dargeſtellten herrſche das Provinzielle zu ſehr vor, eigentlich Weſtphalen und Berlin. — Dieſem Fehler, wenn es anders einer wäre, iſt aber leicht abgeholfen; man braucht auf dem Titel vor dem Worte Epigonen nur das die wegzuſtreichen, um dem Werke ſeine volle Geltung zu verſchaffen und den Tadel als ungültig zu Boden fallen zu laſſen.

Mittlerweile hatte mein Roman „Mirabeau und Sophie“ eine neue Auflage erlebt, und dieſe war von mir Immermann gewidmet worden; eben ſo hatte ich ihm die in dem früheren Briefe gewünſchten Bücher beſorgt und überſandt. Auf meine verſchiedenen Briefe antwortete er am 22. Mai 1837:

„Verehrteſter Freund! Die Theologen reden von einer Sünde, welche nicht vergeben werden kann, ohne zu wiſſen, was für eine es eigentlich ſei; im außertheologiſchen Gebiete weiß ich wohl, welche es iſt; es iſt die, gute, freundliche dankenswerthe Briefe 6 Monate lang unbeantwortet zu laſſen. Kann mich etwas entſchuldigen, ſo iſt es der Wirbel,

in welchen mich die gerade in ihrem letzten Stadio mit höchster Energie anzufassende Bühnendirektion den ganzen Winter und einen Theil des sogenannten Lenzes hindurch stürzte, und dann ein Wechselfieber, welches mich nach beendeter scenischer Wirksamkeit, gleichsam als Epilog, anfaßte, und mehrere Wochen lang zu Allem unfähig machte."

„Für die Zueignung Ihres Mirabeau danke ich Ihnen auf das Schönste und Beste; das Buch selbst habe ich mit großem Interesse gelesen, es rückte mir jene frivolen und bedeutenden Gestalten und Verhältnisse, überhaupt jene Zeit, in welchen der ganze Gehalt des Lebens in die Passionen verlegt wurde, recht nahe. Mirabeau ist ein glücklicher Charakter für die Dichtung, er bleibt auch als politische Figur und Mitglied der Nationalversammlung eigentlich immer Romanenheld, in unbewußten Anregungen und mehr durch Leidenschaft, als nach Grundsätzen, aber eben deßhalb um so gewaltsamer wirkend. Ihnen ist es nun gelungen, ihn in einem lebendigen und farbenwarmen Bilde in jenem Verhältnisse aufzuerwecken, welches die ganze Perverstät und Sophisterei — freilich getaucht in Feuer und Grazie — dieses Charakters enthüllt."

„Für die Mittheilung der Bücher und der dramaturgischen Notizen ebenfalls meinen herzlichen Dank. Die ersteren entbehren Sie hoffentlich nicht, so daß ich sie noch eine Zeit lang behalten kann. Bin ich nicht zu unbescheiden, wenn ich, da Sie mir in den Notizen einen solchen Vorrath aufgespeichert gezeigt haben, bei Gelegenheit noch auf Einiges von Ihrer Güte rechne? Ich denke bald an die Aufzeichnung meiner dramaturgischen Erinnerungen zu geh'n, so lange die Sache bei mir noch frisch ist; jetzt steht sie mir noch in zu massenhafter drückender Nähe. Es ist sonderbar: während die Journale von dem Erbärmlichsten des Erbärmlichen, nämlich, wie Mad. X. gespielt und wann Herr Y. seinen Katarrh losgeworden, starren, war von der Düsseldorfer Bühne,

wo wirklich materiell Intereſſantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Sceniſchen geſchah, nie die Rede. Dieß treibt mich hauptſächlich mit zur Feder; es iſt hin und wieder hier etwas geſchehen, was ein Mann vom Fach noch anderwärts wird brauchen können."

„Wäre ich noch fähig, über irgend Etwas in dem deutſchen Literaturweſen zu erſtaunen, ſo würde das Verfahren des Hrn. E. mir dieſe Regung entlockt haben; denn Ihre Recenſion enthält auch nicht das mindeſte der Pietät gegen Göthe Widerſtreitende. So aber habe ich mir jene Emotionen längſt abgewöhnt; ſie ſind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo gegenwärtig ſich knabenhafte Petulanz, Servilismus und Eunuchiſche Abgötterei mit dem Verwesten und die Umtriebe der Cliquen den Preis des ſchmutzigen Sieges ſtreitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich ſo ehrenvollen Zeugniſſes hindert. Ich habe die Recenſion mit großer Freude geleſen."

„Meine Bühne ſchloß ich, als bankerotter Impressario, am 1. April. Es war im letzten Winter noch der letzte Hauch aufgeboten worden, um noch alles Bedeutende, was bisher im Cyclus der hieſigen dramatiſchen Leiſtungen gefehlt hatte, nachzuliefern. Calderons wunderthätiger Magus, Tochter der Luft, zweiter Theil, mit einem aus dem erſten Theile genommenen Vorſpiele, Richter von Zalamea, gingen, nebſt Julius Cäſar, Othello, Iphigenia und Kleiſt's Schroffenſteiner (in einer Bearbeitung von mir) nach einander über die Bretter."

„Vielleicht habe ich das Vergnügen, Sie im Herbſt zu ſehen. Ich werde im September meine Familie in Magdeburg beſuchen, und gedenke den Rückweg durch Thüringen zu nehmen, welches ich nur als neunzehnjähriger freiwilliger Jäger ſah, und wohin mich ordentlich eine Sehnſucht zieht. Erfüllt ſich dieſer Vorſatz, ſo würde ich wohl ſo gegen den 24. September in Jena ſein."

Er traf auch wirklich am neun und zwanzigsten September ein, und begrüßte mich am Morgen früh mit dem herzlichsten Lachen und den Worten: „da bin ich“ — in meinem Zimmer. Wir waren uns in der Zwischenzeit außerordentlich nahe getreten. Nachdem er meiner Frau und mir sehr behaglich von seiner Reise erzählt hatte, gingen wir zusammen auf die Universitätsbibliothek, wo ihm Hofrath Göttling manches ältere interessante Dramaturgische hervorsuchte, und dann zur seligen Schopenhauer, die es interessirte, ihn in Jena kennen zu lernen, da er es in Bonn, so oft er auch dort gewesen, jedes Mal aus einer poetischen Grille versäumt hatte. Die feine, geistreiche und so echt gemüthliche Frau sagte ihm nun so sehr zu, daß er versprach, ihr am Abende sein neues Drama „die Opfer des Schweigens“ vorzulesen. — Das Stück war, wie er erzählte, auf folgende Weise entstanden. J. hatte in einer durch Fieber schlaflosen Nacht sich lebhaft mit der bekannten Novelle Tancred und Ghismonde beschäftigt, und vergeblich einen Reim auf Ghismonde gesucht. Aergerlich darüber entschloß er sich, das ganze Sujet dramatisch zu bearbeiten, hatte noch in derselben Nacht den Plan, Scene für Scene, ausgearbeitet, und das Drama selbst binnen den nächsten vier Wochen vollendet. —

Am Mittage, wo er bei mir speiste, und Niemand als Hofrath Göttling, Fräulein Schopenhauer und die Meinigen zugegen waren, wurde er noch aufgeräumter als am Morgen. Unter Anderem als wir davon sprachen, wie so viele Menschen die Neigung hätten, das, was sie erzählten, noch mit ihren eigenen Zuthaten auszuschmücken, und ich sehr damit geneckt wurde, daß ich mich so gut auf das Herausputzen verstände, sagte er: „das ist Alles noch gar Nichts gegen mich; Ihr glaubt gar nicht, welch ein Talent und welche Neigung zum Lügen ich habe; ich kann die ungeheuersten Dinge erfinden und mit der größten Lust und Ernsthaftigkeit bis in das Unglaublichste fortspinnen. Darum gehe ich auch jetzt damit

um, einen neuen Münchhausen zu schreiben, der den alten auf das Abenteuerlichste übertreffen soll. — Da will ich mir im Lügen einmal recht etwas zu Gute thun."

Am Abende las er in kleinem Kreise bei der Schopenhauer die Opfer des Schweigens vor. — Er las mit großer Kraft und Pathos, ohne alle Uebertreibung, hatte aber die Eigenheit, unbedeutendere Scenen durch hineingeschobene „Nun spricht dieser" — „darauf erwiedert Jener" — in epische Darstellung zu verwandeln. Die wunderschöne Liebesscene ergriff uns Alle mächtig; auf jeder Bühne, auf welcher sie nur mit der Hälfte Wärme und inniger, zarter und doch so tiefer Empfindung vorgetragen würde, mit der ihr Dichter sie uns las, müßte sie die größte Wirkung üben. Einen Einwurf, den ich gegen eine andere Scene machte, wies er lebhaft und fast heftig zurück. Das Werk war selbst noch zu frisch in ihm und das Feuer des Schaffens durchglühte ihn noch ganz. —

Am anderen Morgen begleiteten meine Frau und ich ihn nach Weimar. Die Nebel lagen rings um auf und in den Bergen und bildeten neckische Gestalten, die mich sehr ergötzten. Ich forderte ihn auf hinauszusehn, um das Schauspiel zu genießen; hier brauten die Bergkessel das Wetter anders als am Rhein und in seinem Gedicht von der Flasche. — Behaglich in die Ecke des Wagens gedrückt, sagte er zu mir: „Sie sind ja selber ein Poet; beschreiben Sie mir es doch, da brauche ich es nicht zu sehn." — Ich lieferte ihm nun eine Beschreibung und sagte unter Anderem, daß einige malcontente Schwarzelfen sich davon geschlichen und in einem Busch bei Seite ein apartes Nebelchen angemacht hätten. — Das ergötzte ihn und er meinte nun: „Bringen Sie den Nebel einmal in ein lyrisches Gedicht; Ihr Talent ist überhaupt vorherrschend lyrisch." — Als ich bald darauf mich eine Zeitlang in Rudolstadt aufhielt und ein ähnliches Spiel des Nebels beobachtete, fielen mir seine Worte wieder ein

und es entſtanden ihm zu Ehren folgende Verſe, in denen ich den Anblick in eine ernſte Situation hinüber zu tragen verſuchte.

Die Nebel ſchwärmen in den Bergen
Und drängen ſich um Kluft und Stein,
Als ob ein raſtlos Heer von Zwergen
Sich mühe, heimiſch dort zu ſein.

Sie hängen feſt an Fels und Bäumen
Und breiten ihre Zelte aus,
Aufdämmernd, wie in flücht'gen Träumen,
Blickt duftumflort das Laub heraus.

Da bricht die Sonne durch die Ritzen
Und ſchleudert Strahlen, Stoß auf Stoß;
Die Nebel fliehen von den Spitzen,
Und werden Thau im Blumenſchooß.

So ging es auch mit meinem Herzen.
Des Nebels Decke lag darauf.
Es bargen unter ihr ſich Schmerzen
Und drängten qualvoll ſich herauf.

Da beugteſt Du Dich zu mir nieder
Voll Liebe, ſonnengleiche Frau!
Urplötzlich ſinkt der Nebel nieder,
Und mir im Auge perlt der Thau.

Vom Dichten überhaupt wandte ſich das Geſpräch aufs Improviſiren; er forderte mich auf, nachdem ich ihm erzählen müſſen, wie ich es eigentlich getrieben, und dabei mit tiefſter Verehrung einer Aeußerung des unvergeßlichen Großherzogs Karl Auguſt gedachte, ich ſolle ihm ſogleich im Wagen in einem Sonett den großen Fürſten ſchildern; ich ging darauf ein und ſagte ihm in einem Sonett, daß es mir unmöglich ſei, denſelben zu ſchildern, wie ich ihn

im Herzen trüge. — Er ſchalt mich nun, daß ich ihn angeführt und gerade das Gegentheil von dem geſagt, was er mir aufgegeben.

Unter ſolchen Geſprächen erreichten wir Weimar. — Hier ging es uns eigen. Die Perſonen, die ihn intereſſirten, fanden wir entweder nicht zu Hauſe, namentlich nicht den Geheimerath von Müller, der mit der liebensreichſten Würdigung alles wahren Talentes, in welchen Kreiſen es ſich auch bewegen möge, und mit dem ewig jugendlichen Gefühl für alles Große und Schöne, das freundlichſte Entgegenkommen verbindet, — oder auch ſie empfingen ihn, in ihrem Bewußtſein, Weimaraner zu ſein, ſo vornehmthuig und mit ſolchen bannalen Phraſen, wie: Zum erſten Mal in Weimar? — Werden Sie ſich lange hier aufhalten? u. ſ. w., daß ihm ſehr bald alle Geduld riß, und ich, der ich das nur zu gut kannte, nicht aber erwartet hatte, daß man ſich einem Manne wie Immermann gegenüber auch auf die alte hohe Mähre ſetzen werde, wußte nicht, ob ich lachen oder mich ärgern ſollte. — Ich vermittelte nun wenigſtens, daß er die heilige Stätte, in der Karl Auguſt zwiſchen Schiller und Goethe ruhte, zu ſehen bekäme, und bewog ihn dann, nachdem wir zuſammen im Gaſthofe zum Erbprinzen geſpeist und er reich an luſtigen und tollen Einfällen über die Fata des Morgens geweſen war, nach dem Garten der Erholungsgeſellſchaft zu gehn und dort Kaffee zu trinken, in der Hoffnung, daſelbſt einige Notabilitäten zu treffen, die ſich freuen würden, ihn kennen zu lernen, und an denen er auch Freude haben könnte. — Allerdings trafen wir auch einige, deren Namen nicht ganz ohne Klang iſt, aber es waltete wieder derſelbe Unſtern wie am Morgen — was ich mir nachher wohl erklärte; da er kein Journalmann war, ſo hatten jene Herren Nichts von ihm geleſen, wollten das verbergen und benahmen ſich daher ſo ſeltſam. Endlich ward er ungeduldig, nahm mich bei dem Arm und ſagte: Kommen Sie, wir

wollen in das Hôtel zurück, dort plaudern, bis Sie fort müſſen, und dann ſetze ich mich hin und ſchreibe. — Wenn das Morgen nicht beſſer ausſieht, ſo reiſe ich gleich, nachdem ich Dies und Jenes geſehn, wieder ab. —

Wieder auf ſeinem Zimmer angelangt, geriethen wir bald in ein tiefes und ernſtes Geſpräch über Literatur und literäriſche Pläne, das mir ewig unvergeßlich ſein wird. Er forderte mich zu einer bedeutenden Arbeit auf, für die ich, wie er meinte, wie geſchaffen ſei, die aber mehr Ehre als Gewinnſt bringen konnte. Ich geſtand ihm nun, daß ich in meiner Lage an dergleichen mich gar nicht wagen dürfe, da die Rückſichten auf die Meinigen es mir durchaus verböten, und erzählte ihm, wie ich nämlich ſeit bereits eilf Jahren ſo ſchlecht geſtellt ſei, daß ich durchaus für Buchhändler arbeiten müßte, um mir im eigentlichen Sinne des Wortes mein tägliches Brod zu verdienen, und daß ich daher unermüdlich erſt zehn Stunden des Tages dem Teufel zu dienen habe, ehe ich mir erlauben dürfe, in den übrigen zwei Arbeitsſtunden, wenn ich nicht zu abgeſpannt ſei von literäriſchem Holzhacken, meinem Gotte zu dienen, indem ich doch auch ſo gewiſſenhaft wie möglich dem mir verliehenen, aber kaum das Nothdürftigſte eintragenden Amte, deſſen Einkünfte obendrein ganz durch nothwendige mit demſelben verbundene Ausgaben abſorbirt würden, zu genügen wünſchte. — Er ſah mich erſtaunt an und ſagte: — Aber der verſtorbene Großherzog — — Lebt unvergeßlich in meinem Herzen fort — das wiſſen Sie ja — erwiederte ich ihm.

Ich wandte das Geſpräch, das mir peinlich wurde, wieder auf ſeine Pläne, von denen er mir erzählt hatte und zu denen er ſich von Neuem mit großer Lebhaftigkeit wandte. Plötzlich brach er in die merkwürdigen Worte aus: Wäre ich nur erſt Herr über meine Leidenſchaften, was könnte ich leiſten!“ —

Es war nun die höchſte Zeit für mich zu ſcheiden, da

ich an demſelben Tage wieder nach Jena zurück mußte. Er umarmte mich herzlich bei dem Abſchiede, und wünſchte mir Muße und eine ſorgenfreiere Stellung; ich ihm lächelnd, Herr der Leidenſchaften zu werden.

Ich ahnte nicht, daß mein Wunſch ſobald in Erfüllung gehn werde. Zwei Jahre ſpäter hatte die höchſte Leidenſchaft ſich ſeines Herzens bemächtigt, das wieder aufblühte wie in den geweihteſten Tagen ſeiner Jugend! und die Gottheit rief ihn dann ab, nachdem ſie ihn mit dem reinſten Glück gekrönt, in der Fülle ſeiner Kraft und ſeiner Liebe. — Sein Wunſch an mich hat ſich noch nicht erfüllt; mit mir blieb es unverändert bei dem Alten.

In Weimar ging es ihm am folgenden Tage beſſer; er traf den Geheimerath von Müller, der ihn zu den rechten Leuten brachte, ſo daß er länger dort verweilte, als er anfangs gewollt, ſich wohl befand und eine ſehr angenehme Erinnerung mit fortnahm. Als er wieder in Düſſeldorf war, ſchrieb er mir (am 3. November 1837) Folgendes, das ſich faſt gänzlich auf unſere mündlichen Unterhaltungen bezog. —

„Schon längſt hätte ich Ihnen, theuerſter Freund, geſchrieben, und Ihnen nochmals für alle die Liebe und Güte, die Sie mir in ſo reichem Maße erwieſen, gedankt, wenn ich nicht bisher hier alle Hände voll zu thun gehabt hätte. Freilich befanden ſich unter dieſen Geſchäften beſonders Allotrien und Ineptien (wovon nachher das Nähere), indeſſen auch Allotria ſind oft von gebieteriſcher Nothwendigkeit.“

„In Weimar ging's mir nachher noch beſſer, als wir gedacht hatten. Die Carſtens'ſchen Zeichnungen intereſſirten mich ſehr; man war artig gegen mich, auch der Hof; Goethe's Haus und Sammlungen feſſelten mich; ſo kam es, daß ich im Ganzen drei Tage dort blieb. Der Erſte war gar zu komiſch, und die Geſellſchaft an der Ilmbrücke wird mir unvergeßlich bleiben. — Sie (aber nicht die Geſellſchaft an der Ilmbrücke) haben mich auch aufgefordert, die Opfer des

Schweigens einzuſenden; noch iſt's aber nicht geſchehen und ich häſitire noch."

„Zum Leſen bin ich noch gar nicht gekommen, und dieß iſt der Grund, weßhalb ich Ihnen über Ihre Volkslieder* Nichts ſchreiben kann. Sie ſollen übrigens nun meine erſte Lecture ſein, ich intereſſire mich für dieſe Sammlung ſehr, und lechze nach neuen poetiſchen Motiven, die ich da in reicher Fülle erwarte."

„Wenn ich keine Gedichte leſen konnte, ſo habe ich inzwiſchen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen beſuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauſes in den geiſttödtendſten Verhältniſſen. Aus Secunda abgegangen; es thut Einem in der Seele um ſo ein wahres, reiches Talent wehe, und doch läßt ſich nur das Prognoſticon ſtellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntniſſen und die Ungunſt der Situation zu baldiger Erſchöpfung führen werde."

„Der Frank'ſche Almanach iſt auch heraus und darin mein Grabbe. Er nimmt ſich, wie mich dünkt, gedruckt nicht übel aus. Haben Sie ihn ſchon geleſen? In dieſem marquanten und marquirten Weſen will ich die ganzen dramaturgiſchen Erinnerungen halten; ich werde Nichts verſchweigen und jedes Ding bei ſeinem Namen nennen. Ich denke, das Buch ſoll wohl werden, da es von einem Praktiker, der doch zugleich allen Reſpect vor dem Theoretiſchen und Ideellen hat, kommen wird, eine ſolche Vereinigung aber bei den Sachen, die in dieſem Gebiete ſeit einigen Decennien erſchienen ſind, ſelten vorkam. Nun üben Sie Barmherzigkeit an mir, beſter Freund, und ſchicken mir Alles, was Sie Dramaturgiſches und unbekanntes Dramatiſches auftreiben können, mit möglichſt weitem Termin; ich kann Alles gebrauchen und noch etwas mehr. Verzettelt

* Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekannteſten Nationen ꝛc. Frankfurt a. M 1837. 2 Bände.

wird Nichts bei mir, auch für den Todesfall ſoll eine Nachweiſung der von Ihnen geliehenen Bücher Ihnen zugehen."

„Im Geſellſchafter ſtand eine Recenſion über Beer's Briefwechſel von Rebenſtein, über die ich mich gefreut habe. Das iſt doch noch ein Menſch, der es zu ſchätzen weiß, wenn ſich's Leute um ihre Aufklärung und Fortbildung ſauer werden laſſen."

„Die eine Flaſche iſt für Sie, die andre ſoll Fräulein Schopenhauer ausſtechen. Ich erinnere mich nicht, gehört zu haben, daß Sie Eine beſitzen; iſt es aber auch der Fall, ſo können Sie doch mit dem zweiten Exemplare vielleicht Jemanden einen Gefallen thun."

„Die Umſchläge um die Flaſchen zeigen Ihnen, mit welchen Jungenſtreichen ich hier zum Theil meine Zeit vertrödle. Ich habe dieſen Orden der zweckloſen Geſellſchaft geſtiftet, um ein point de ralliement für die paar aufgeweckten Köpfe Düſſeldorfs zu bilden. Der Herr gebe ſeinen Segen dazu. Geſtern Abend war große Ordensaufnahme mit lächerlichem Ritual und dito Reden nach dem Muſter der Zauberflöte. Ich machte das myſtiſche Oberhaupt Saraſtro mit thurmhoher Mütze, langem Flachsbart und dito greiſer Allongenperücke. Das Komiſchſte bei der ganzen Sache war, das die Neophyten durch alle Komik nicht aus ihrem Ernſte zu bringen waren."

„Wollen Sie correſpondirendes Mitglied des Ordens werden?"

„Ueber Caſſel bin ich gereist, ſtatt über Frankfurt, zu Ruhl gegangen, traf ihn aber nicht zu Hauſe." — —

Ich beſorgte ihm mittlerweile die gewünſchten Bücher und ſchrieb ihm zu gleicher Zeit unter Anderem, daß ſein Aufſatz über Grabbe im Frank'ſchen Almanache meinen Erwartungen nicht entſprochen habe; einmal, weil er nach meiner Anſicht Grabbe als Dichter nicht genugſam charakteriſirt, was er doch hätte ſollen, da ſein Urtheil ein

geltendes ſei; dann aber, daß er ſich ſelbſt nicht genug gegen boshafte und hinterliſtige Mißdeutungen, an denen es nicht fehlen würde, ſicher geſtellt. Er antwortete mir nun Folgendes am 21. December deſſelben Jahres:

„Sie haben mich, verehrter Freund, einen argen Sünder im Briefſchreiben genannt, und um Sie nicht Lügen zu ſtrafen, habe ich gleich die neue Sünde wieder begangen, ſechs Wochen lang meinen Dank für Ihren Brief und Ihre Sendung zurückzuhalten. In der That, es iſt unverzeihlich; aber eben deßhalb will ich auch das Papier nicht mit fruchtloſen Verſuchen, Ihre Verzeihung zu gewinnen, verſchwenden. Glauben Sie mir, daß ich Ihnen ſehr dankbar geweſen bin. Hiebei folgen ſämmtliche, aus öffentlichen Bibliotheken entlehnte Bücher zurück; ſie ſind geleſen und quoad relevantia excerpirt. Sie ſind mir von großem Nutzen. Von Ihnen habe ich nun noch 1) Tieck's altdeutſches Theater, 2 Theile, 2) The old English Theater, 3 Volumes, 3) Buch der Liebe, 4) Hans Sachs von Büſching, 2 Theile, welche Notiz Lebens und Sterbens halber hier als Recepiſſe ſteht. — Für den Opitz meinen ſchönſten Dank.“

„In dieſen kürzeſten Wintertagen habe ich mich an Ihren Volksliedern wahrhaft erquickt. Mehreres habe ich laut vorgeleſen, weil gerade dieſe Poeſie hauptſächlich nur in dem mündlichen Vortrage zur Exiſtenz gelangt. Das Charakteriſtiſche tritt wenigſtens in den verſchiedenen Nationen ſehr ſcharf hervor, bei den Engländern viel Spleen, Egoismus, Untreue, tiefer Naturſinn; Niederländer — reſolute, zähe Charaktere — Spanier ein prägnantes Factum; die Auswahl iſt daher gut getroffen, nur mit den Liedern aus dem Itzgrunde hätten Sie wohl noch ſparſamer ſein können, von den Liedern der Meiſterſänger hätte ich 3. und 11. weggelaſſen, die eine bloße Fabrikreimerei zu ſein ſcheinen, und wovon No. 11. auch nicht einmal hiſtoriſchen Werth hat. Daß Sie im Ganzen auf möglichſte Sinntreue ausgingen,

und darüber ſelbſt hin und wieder Metrum und Reim opferten, iſt gewiß zu loben, nur muß ſich dann doch Alles in den Grenzen des Rhythmiſchen halten, und wo letzteres fehlt, namentlich beim lauten Leſen ſich gar kein Rhythmus mehr hineinlegen läßt, da bin ich nicht mit Ihnen zufrieden geweſen, ſo z. B. in dem Verſe des Norwegiſchen Nationalliedes:

Gold vom Berg, Brod vom Thal, Fiſch vom Strande.

Mehreres iſt dagegen ſehr gut auch in metriſcher Beziehung, und Einzelnes meiſterhaft, ſo unter Anderem das tolle Ding von der dicken Claudine, was ich gern einmal hübſch componirt hören möchte. Theilen Sie mir doch gefälligſt in Ihrem nächſten Werthen oder Wertheſten oder Allerwertheſten ein vollſtändiges Verzeichniß Ihrer derartigen, bisher von Ihnen erſchienenen Sammlungen mit; ich habe Verlangen, ſie mir anzuſchaffen, da dieſe Sachen mich immer beſonders anziehn und productiv machen, wie ich denn aus der Spaniſchen Romanze: Die Verzauberte, mir die Idee zu einem Mährchen entnommen habe. „Die zürnende Infantin“ hat eine prächtige Situation und könnte eine gute Tragödie geben, wären unſere Sitten nicht ſo keuſch geworden.“

„Ich ſchreibe an einer höchſt abenteuerlichen Compoſition, Namens: Münchhauſen. Noch weiß ich's ſelbſt nicht, was daraus werden ſoll, und deßhalb kann ich's Ihnen noch weniger vertrauen. Es geht über Vieles in Literatur und Leben darin haarſcharf her, und daher wird es wohl allerhand Spektakel abſetzen, wenn das Ding erſcheint. Das iſt nun freilich ſchlimm, indeſſen nicht zu vermeiden, denn wenn ein Rad im Laufen iſt, ſo kann es Niemand hemmen.“

„Daß Sie mit meinem Aufſatze über Grabbe nicht zufrieden ſind, thut mir leid; eine ſolche extravagante Figur muß man gerade mit der epiſcheſten Ruhe und Deutlichkeit ſchildern, ſoll ſie uns nicht gar in Schaum und Dunſt zerrinnen. Seine Eigenſchaften, ſein Weſen habe ich daher ohne die über ihn Mode gewordene poetiſche Proſa hinzu-

ſtellen verſucht, ſeine Schwächen und Laſter mit Milde behandelt, auch auf den eigentlichen Kern, woraus der ganze Menſch gewachſen, hingedeutet. Was ſollte ich nach meiner Individualität anders thun? Das, was vielen Andern in ſeinen Sachen wie Hypergenialität vorkommt, erſcheint mir nun einmal als Product der Schwäche ſeines Vermögens; dies hängt mit meiner innerſten Ueberzeugung von der Eigenthümlichkeit poetiſchen Schaffens zuſammen. (War Sonnenberg ein großer Dichter, weil er Erden und Weltenbrände, Sonnenſyſteme, Milchſtraßen und Abgründe zuſammenwürfelte und ſich am Ende aus dem Fenſter ſtürzte?) Mithin iſt der ganze Aufſatz aus hiſtoriſch-äſthetiſchen Ueberzeugungen entſprungen; ein Reſſentiment gegen Grabbe hat daran keinen Antheil, was er an mir delinquirt, war ihm längſt vergeben."

„Da ich in der Sehnſucht nach Dankbarkeit ganz unerſättlich bin, ſo erfolgt hiebei ein langer Zettel mit enixe desideratis et rogatis. Ich bitte Sie, theuerſter Freund, um eines zukünftigen Werkes willen, inſtändigſt, mir zu ſchicken, was Sie auftreiben können. Der Hinblick auf dieſes dramaturgiſche Werk iſt nach dem Untergange meiner Bühne mein einziger Troſt, deshalb liegt mir ſo viel an Allem, was mir dabei von Nutzen ſein kann. Die ſchönſten Grüße an Alle, die ſich meiner erinnern; ein vergnügtes Feſt und fröhliches Neujahr. Von Herzen der Ihrige!"

Bis in die Mitte des nächſten Jahres ſchwieg er nun, obwohl ich ihm mehrere Male geſchrieben und Manches geſandt und gemeldet hatte, das ihm von Intereſſe ſein mußte. Die Opfer des Schweigens waren unterdeſſen in Berlin und Weimar aufgeführt worden; da es mich lebhaft intereſſirte, zu ſehen, welche Wirkung dieſes Stück, über das ich ſelbſt nicht recht im Klaren war, auf der Bühne hatte, fuhr ich nach Weimar hinüber und wohnte der erſten Aufführung der Tragödie bei. Dieſelbe entſprach meinen Erwartungen leider gar nicht; man hatte ſich ſowohl in der

Besetzung der Rollen, wie in der scenischen Anordnung sehr vergriffen. Genast allein hatte den alten Herzog meisterhaft gespielt und in dieser Parthie wahrhaft Bedeutendes geleistet; den Uebrigen fehlte es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Kraft und Feinheit der Auffassung; das Ganze war jedoch keinesweges ohne tiefere Wirkung auf das Publicum geblieben, obwohl ich mir mehr davon versprochen hatte. Ich sandte ihm nun darüber einen ausführlichen Bericht, in welchem ich ihm nichts verhehlte.

Während dieser Zeit war auch Grabbe's hinterlassenes Werk: Die Hermannschlacht, mit einer Biographie des Dichters von Duller herausgekommen, und Immermann's Benehmen und Verhältniß zu Grabbe darin verdächtigt und ihm Motive untergeschoben worden, die eine Seele wie Immermann's nie berührt hatten, nie berühren konnten. Aufgebracht darüber schrieb ich dem Freunde, daß er sich solchen Beschuldigungen gegenüber allerdings nicht verantworten könne und dürfe, aber daß ich ihn bitte, es mir zu überlassen, das Falsche derselben öffentlich nachzuweisen. Dann hatte ich ihm auch, wie das überhaupt zwischen uns Sitte war, meinen eben fertig gewordenen Cyclus epischer Dichtungen, Abelard und Heloise, zugesandt. Auf alle diese Gegenstände antwortete er nun am 28. Juni 1838:

„Sie haben freilich wohl Ursache, verehrter Freund, über mein langes Schweigen erstaunt zu sein, indessen bin ich doch nicht ganz so schuldig, wie Sie glauben. In der zweiten Hälfte des Winters war ich durch die Unbilden sehr verstimmt, die ich von dem Berliner Journalisten wegen der Aufführung der Opfer des Schweigens zu erdulden hatte. Das Stück hatte bei der ersten Aufführung das Publicum beschäftigt, bei der zweiten in vollem Hause sich steigenden Antheil gewonnen, bei der dritten vor sehr vollem Hause einen entschiedenen Erfolg gehabt nnd die gleich darauf erfolgenden Reisen des Fräuleins von Hagen und des Herrn

Rott hatten damals Wiederholungen gehindert, übrigens ſollte es als ſtehendes Repertoirſtück behandelt werden. Aus dieſen Thatſachen machten die — —, das Stück ſei durchgefallen, unter allerlei heuchleriſchen Condolenzen, ſandten dieſe Nachrichten in alle Blätter, und kein Menſch hatte ſo viel Ehre und Wahrheitsgefühl, dieſen Lügen entgegenzutreten. Ich war ſehr verdrießlich, weil ich mich ſo ganz in den Händen der — — ſah; in ſolchen Gemüthsverfaſſungen aber bin ich außer Stande, mich mitzutheilen. Die freien Stunden waren einer Compoſition gewidmet, Namens Münchhauſen, deren erſter Band bis Frühjahr fertig werden mußte; ſeit ſechs Wochen aber war ich krank, zuletzt an der Gelbſucht, und bin erſt vor wenigen Tagen vom Lager erſtanden."

„Dies ſind die Umſtände, die mich am Schreiben gehindert haben. Verzeihen Sie und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem. Ihre geſtern erhaltenen Zeilen haben mich ſehr erfreut, da ſie mir auf's Neue Ihre Freundſchaft und Anhänglichkeit bethätigen. Es iſt mir lieb, daß Sie die Aufführung in Weimar ſahn, wenn gleich Ihr Bericht darüber kläglich lautet. Die Darſtellung meines Stücks iſt mir deutlich geworden, als hätte ich im Parterre mit geſeſſen; es eckelt mich an, über die totale Unfähigkeit der jetzigen Schauſpieler, irgend etwas aufzufaſſen und zu geſtalten, was nicht über den roheſten Tagesleiſten geſchlagen iſt, noch ein Wort zu ſagen. Nur über Eins klären Sie mich doch gelegentlich auf: warum hat denn Madame Genaſt nicht die Ghismonda geſpielt? Das war mein einziger Troſt noch für dort, daß ich die Hauptrolle wenigſtens in ihren Händen ſah. Wie iſt es denn nur Menſchen möglich geweſen, dieſe äußerſt ſchwierige, Geſtalt, Genie, Grazie, Nuancen, Aplomb und fürſtlichen Anſtand fordernde Rolle in die Hände jenes jungen Mädchens zu legen?"

„Daß das Stück ungeachtet der Mißgriffe dennoch eine Wirkung gehabt haben ſoll, klingt wunderſam. Ich ſtehe

nun wieder in Gefahr, daß irgend ein edler Weimaraner, deſſen Kameradſchaft ich nicht geſucht habe, ſich, ſechsfach ſich vervielfältigend, hinſetzt und in ſechs Journale ſchreibt, auch in Weimar ſei das Stück durchgefallen. Dieſem zu begegnen, wollte ich Sie bitten, entweder ſelbſt oder durch einen ordentlichen Menſchen in einem geleſenen Organe nur ein Paar Zeilen über den wahren Hergang bekannt zu machen. Etwas, was Ihnen oder einem Dritten Arbeit macht, begehre ich nicht, nur vier Zeilen über den factiſchen Hergang der Aufnahme."

„Abelard und Heloiſe* hat mich erfreut. Das wunderſame Miſch-Element dieſer Liebesfabel, beſtehend aus Gelehrſamkeit, Scholaſtik, Leidenſchaft, Wolluſt, Devotion, Sinnenkämpfen iſt von Ihnen mit Klarheit, Wärme und richtiger Vertheilung der Lichte und Schatten behandelt worden. Die Einleitung ſtimmt durch ihre contemplative Melancholie und die Scenerie ſehr wohl zum Gedichte, nur hätte ich den Invaliden weniger gottesfürchtig gewünſcht. Sehr ſchön ſind die Briefe Heloiſens behandelt. In dem liber calamitatum iſt für mein Gefühl das Beſte das Gefühl der Vaterſchaft, und ferner die Partieen, die ſich auf Paraklet beziehen. Vielleicht hätte die Erzählung von erneuten kirchlichen Verfolgungen bei Peter dem Ehrwürdigen etwas mehr zuſammengezogen, dagegen Abelard's und Heloiſen's Tod etwas plaſtiſcher ausgearbeitet werden können."

„Ein Hauptanſtoß liegt für mich im Gegenſtande: die Kataſtrophe nämlich enthält einen Beiſchmack vom Komiſchen, den ihr keine Behandlnng, und ſei ſie die beſte, nehmen kann. Kaſtriren bleibt Kaſtriren, und Abelard's und Heloiſen's Trauer wird durch eine tiefe Kluft vom rein Tragiſchen geſchieden, über welche nun der zarte Pope durch den Vers:

* Abelard und Heloiſe, ein Cyclus epiſcher Dichtungen. Bielefeld 1838.

Give all thou canst — and let me dream the rest

eine freilich höchſt ſonderbare Brücke zu ſchlagen wagte."

„Manches Motiv hatte ich mir nicht entgehen laſſen, ſo z. B. für die Einleitung den Umſtand, daß die Aſche der Liebenden von ihrem ſtillen Ruheorte nach Paris geſchleppt worden, ferner daß Abelard ſeine Erſtgeburt und ſeine Güter hingab, um ſich ganz ſeinem geiſtlichen Berufe widmen zu können. Da haben Sie nun Lob und Tadel, wie ich Beides vor meinem Gewiſſen verantworten kann. Zu dem Lobe muß ich noch hinzufügen, daß die metriſche Form mir ſehr gut vorgekommen iſt, und die weiche Muſik der verſchlungenen Vierzeilen mit lauter weiblichen Ausgängen vortrefflich zu dem elegiſchen Inhalte paßt."

„Der Tod der alten Schopenhauer hat mich recht erſchreckt, da ſie mir ſehr gefallen hatte, und ich hoffte, ihr noch einmal auf längere Zeit zu begegnen, und ſo das am Rhein Verſäumte nachzuholen. Die paar Stunden, die ich in jenem Hauſe verleben durfte, konnten mir die Befugniß nicht geben, an Adele zu ſchreiben und ihr mein Beileid zu bringen; wollen Sie ihr aber mündlich etwas Gutes und Freundliches von mir ſagen, ſo ſoll es mir lieb ſein."

„Dullers ſogenannte Biographie Grabbe's iſt ſo ſchlecht, wie etwas immer wird, wenn man ſtatt Realien beizubringen, zu Phraſen ſeine Zuflucht nehmen muß, — Was den Tadel, als hätte ich dergleichen provocirt, betrifft, ſo kann ich denſelben nicht an mich kommen laſſen. Wie ſollte ich über Grabbe, über den ſo viel radotirt und phantaſirt worden, wohl anders reden, wenn ich redete, als epiſch, klar und ſchroff nach meiner Art? Der Dienſt, welchen ich der Wahrheit zu erzeigen im Stande war, konnte nur in einer ſolchen Behandlungsweiſe beſtehen. — — — — — — — —

„Haben Sie Freiligraths Gedichte ſchon geleſen? Sein deſcriptives Talent iſt wirklich ſehr bedeutend. Mich

ſoll nur wundern, ob er ſich einmal zu einer größeren abgerundeten Compoſition zuſammenſchließen wird. Ich habe ihn im Winter einige Male geſehen und an ihm einen einfachen, beſcheidenen Menſchen gefunden."

Bald nach Empfange dieſes Briefes ertheilte ihm die philoſophiſche Facultät unſerer Univerſität, deren Decan damals der Geheime Hofrath Hand war, aus eigenem freien Antriebe die Doctorwürde honoris causa. Ehe noch das Diplom an ihn abgehen konnte, benachrichtigte ich ihn in einigen Zeilen davon und er antwortete mir ſogleich umgehend Folgendes (am 27 Auguſt 1838):

„Heute mache ich eben den Strich unter einem vollendeten ſchwierigen Kapitel des Münchhauſen; da tritt der Bediente ins Zimmer und bringt mir ihren Brief, verehrteſter Freund, aus dem ich erſehe, welche Ehre mir amplissimus ordo philosophorum angethan. Die Sache hat mir außerordentliches Vergnügen gemacht, und ich habe einen ganz glücklichen Tag darüber verlebt. Danken Sie vorläufig Hofrath Göttling, der die Sache doch wohl gütigſt in Gang gebracht hat; Ihnen aber danke ich noch insbeſondere, daß Sie ſo freundlich geweſen ſind, mir's gleich zu ſchreiben. Sonderbar, daß ich geſtern mit Beſtimmtheit dachte, es werde mir heute etwas Angenehmes paſſiren. — Noch ſonderbarer, daß, während ich ein Buch voll Flirren und Flauſen ſchreibe, ich Doctor der Philoſophie werde. Sobald ich das Diplom habe, werde ich mich in aller Form, zwar nicht in zierlichem Latein, aber doch in wohl geſchrotenem Deutſch der Facultät gegenüber vernehmen laſſen."

„Mit der Notiz über Ghismonda in der Eleganten bin ich ganz zufrieden und danke Ihnen herzlichſt dafür. Die weimariſchen Nachrichten über die Darſtellung ſind alle wohlwollend und anerkennend. — — Ihr ſeyd dort rechtſchaffene Leute." — . .

„An Münchhauſen arbeite ich mit aller Kraft und bin

ſtark im zweiten Bande; ich hoffe, er ſoll eine Arbeit werden, die ſich neben und nach den Epigonen kann ſehen laſſen. Aus dem morceau in den humoriſtiſchen Blättern können Sie nichts abnehmen; das Werk entfaltet ſeine Idee im Ganzen. Der erſte Band wird dieſer Tage hier ausgegeben und ſoll Ihnen ſofort durch meinen Buchhändler zugehen."

„Freiligrath iſt gut und brav; wäre er nur nicht Commis, denn was ſoll im Comptoir aus dem Armen werden?

„Ich reiſe am 9. künftigen Monats hier ab, um öſtlich mich zu bewegen, und kann Mitte Septembers einen Tag in Jena ſeyn, wenn ich Sie dort einheimiſch finde."

Er kam auch wirklich um dieſe Zeit an einem Feiertage hier an, erfuhr aber von meiner Frau, die er allein traf, daß ich in Geſchäften verreist ſei und erſt am folgenden Abend zurückerwartet werde. Er benutzte das, um nach Weimar zu gehen, und ebenfalls am folgenden Abende zurückzukehren. Am Sonntagmorgen holte ich ihn früh ab, und wir gingen nun ſogleich zu Hofrath Göttling, der uns auf die Bibliothek führte, um dem Freunde das Modell eines antiken Theaters zu zeigen, das er nach ſeiner Angabe hatte conſtruiren laſſen. Dies intereſſirte Immermann außerordentlich. Mit großer Kenntniß und gutem Scharfblicke drang er, während eines lebhaften und heitern Geſprächs, in die Einzelnheiten ein und ſprach den Wunſch aus, eine Copie dieſes Modells zu beſitzen, wenn es möglich ſei, Jemanden zu finden, der im Stande wäre, eine ſolche anzufertigen; denn der Verfertiger des Originals war leider geſtorben. Durch ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände gelang es mir ſpäter auch, ſeinen Wunſch in Erfüllung zu bringen. Wir machten darauf noch einige Beſuche, und er zeigte mir darauf, als er ſeine Sachen packte, um gleich nach Tiſche reiſefertig zu ſein, mit großem Behagen das vollendete Manuſcript des zweiten Theils von Münchhauſen, in welchem er mir Einiges zu leſen geſtattete; dann nahmen wir das Mittagsmahl in meinem

Hauſe gerade mit denſelben Freunden, wie vor zwei Jahren, ein, und wurden ſo außerordentlich heiter geſtimmt, daß wir uns ſämmtlich an tollen und neckiſchen Einfällen überboten und ſelbſt die Ernſteren unter uns in unſere Luſtigkeit mit hineinzogen, ſo daß wir uns endlich, nachdem der Abſchied um mehrere Stunden war verzögert worden, zu ihm in ſeinen Wagen ſetzten, in welchem wir nur mit der größten Mühe Platz fanden, und ihn eine Stunde weit begleiteten. Wenn ich ihn ſpäter recht verſtanden, ſo lernte er gerade an demſelben Abende ſeine Frau zuerſt kennen.

Nachdem er ſich darauf mit ihr verlobt, ſchrieb er mir einen ſehr freudigen und herzlichen Brief, der ſich jedoch nur auf ſeine Empfindungen und Hoffnungen bezog, und ſich daher nicht für die Mittheilung eignet. Ich ſonnte mich mit reicher Verehrung an der reinen Gluth und Tiefe ſeines echten männlichen Gefühls, als ich dieſe Zeilen las. Während der nächſten Zeit ſchrieb ich ihm wenig, da ich ihm nichts, was ihn beſonders intereſſirte, mitzutheilen hatte, doch ſandte ich ihm im September 1839 meine eben erſchienenen Portraits und Genrebilder mit den herzlichſten Wünſchen nach Halle, und er mir von dort, nebſt einigen von mir geliehenen Büchern, folgende Zeilen, welche die letzten ſind, die ich von der mir ſo lieben Hand erhielt, (am 1. October 1839):

„Verehrter Freund! Nur mit wenigen eiligen, aber darum nicht minder herzlich gemeinten Worten, kann ich Ihnen für Ihre gütigen Zeilen danken, die ich vor einigen Wochen hier erhielt. Diesmal werden Sie Eile und Flüchtigkeit entſchuldigen, wenn Sie erfahren, daß ich zwiſchen gepackten und zu packenden Koffern, Cartons u. ſ. w. ſchreibe, in der Nähe des Moments der Abreiſe. Haben Sie auch herzlichen Dank für Ihr Buch, in welchem ich bis jetzt doch nur wenige Abſchnitte habe leſen können und deſſen ruhige Lecture ich meiner ruhigen Häuslichkeit in Düſſeldorf aufſpare. Von dort erhalten Sie einen geordneten Brief von mir. — — Und nun,

mein lieber Freund, nehmen Sie ſo vorlieb mit dieſem Zettel und leben Sie wohl. — Meine Braut — denn noch iſt ſie es, da erſt morgen unſre Hochzeit iſt — empfiehlt ſich Ihnen unbekannter Weiſe. Von mir grüßen Sie ihre liebe Frau und alle Jenenſer (im ſtrieten Sinne, verſteht ſich,) beſtens."

Er verweilte auf ſeiner Heimreiſe einige Tage in Weimar, Unwohlſein hinderte mich, hinüber zu gehen und ihn zu begrüßen. Hätte ich geahnt, daß ich ihn in dieſem Leben nicht wieder ſehen würde, ihn, der geiſtig wie körperlich ſo felſenfeſt ſchien, nichts würde mich abgehalten haben. Da ich ihm verſprechen müſſen, ihn in Düſſeldorf zu beſuchen, und in der nächſten Zeit ſelbſt außerordentlich beſchäftigt war, ſo verſchob ich Alles, was ich ihm mitzutheilen hatte, für unſere Zuſammenkunft.

Da traf mich die Nachricht von ſeinem Tode. — — —

Ich habe es zu Anfang geſagt, daß ich nur ſehr wenig zu geben vermöchte, aber dieſes wenige, denke ich, reicht hin, um den redlich Geſinnten einen Beweis mehr zu liefern, wie ſehr Immermann die Liebe und Verehrung, die ihm von den Beſten ſeiner Zeit zu Theil ward, verdiente.

Jena, im Spätwinter 1842.

G. L. B. Wolff.

Briefe

Immermann's an Freiligrath.

(1837 — 1839.)

1.

Wohlgeborner,
Hochgeehrter Herr!

Seit Ihrem Auftreten in der poetischen Welt ist mein Blick mit dem größten Interesse den Entfaltungen Ihres so schönen und frischen Talents gefolgt, und haben sich meine Hoffnungen von Ihrer Zukunft nur gesteigert. Es würde mir daher sehr lieb sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu sich in einigen Tagen die Gelegenheit darbieten kann, indem ich am 26ten d. M. auf einige Stunden nach Elberfeld komme.

Ich erlaube mir, bei Ihnen hiedurch anzufragen, ob Ihnen an diesem Tage mein Besuch gelegen sein werde, und zu welcher Stunde Ihre Geschäfte Ihnen gestatten, denselben anzunehmen?

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß ich auf einer Reise durch Franken und Thüringen, von welcher ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin, sehr viele warme Verehrer Ihrer Gedichte gefunden habe. Namentlich war man in Weimar ganz voll von Ihnen; ich hatte die Ehre, bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung.

In aufrichtiger Hochachtung
ergeben

Düsseldorf, den 22. October 1837.

Immermann.

2. *

Recht viel Freude, verehrter Freund, haben Sie mir durch die Zusendung Ihres Gedichts gemacht, da mir nichts lieber ist, als mich mit frischer, werdender Poesie in Contact zu erhalten. Ich würde Ihnen weit früher geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht hätte manche specielle Bemerkung mit-

* Das Gedicht, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, entstand im Februar oder März 1838, und ist um dieselbe Zeit oder etwas später, ohne meinen Namen im Morgenblatt abgedruckt worden. Es begränzt mit eine Epoche meiner Dichtung, von der ich selbst am besten weiß, daß sie hinter mir liegt, und ihr nur wünschte, daß bessere Sachen, als Dread Nought, sie beschlossen hätten. Ich halte das Gedicht gegenwärtig mindestens für verfehlt, habe es auch in keine der neueren Auflagen meiner Sammlung aufgenommen, und würde es der Vergessenheit, der es längst anheimgefallen, sicher nicht entreißen, wenn mir der Abdruck an diesem Orte nicht ebenso nothwendig zur Erläuterung des Briefes schiene, als ich die Veröffentlichung des Briefes selbst dem Verstorbenen schuldig zu sein glaube. Er beweis't auf's Schönste, wie lebhaft J. für die Bestrebungen Jüngerer sich zu interessiren im Stande war, und wie er da, wo sein Rath gewünscht ward, auch das Eingehen in's kleinste Detail nicht verschmähte. Uebrigens bin ich nicht mit allen Ausstellungen J.'s einverstanden, und verwahre mich gegen einige der mir unbegründet scheinenden unter den betreffenden Strophen. Dread Nought (Fürchte nichts) ist der Name des Schiffes, von dem das Gedicht handelt. F.

Dread Nought.

Durch der Themse flaggenden Mastenwald
Sieh das Fahrzeug drüben, morsch und alt!
Seine Planken duften wie Sargesharz;
Der Wimpel, den es führt, ist schwarz.

Kurze Zeit, da schaut' es anders drein!
Durch die Meere warf es Luntenschein!
'S ist ein Linienschiff, das Schlachten schlug,
Vierundachtzig Kanonen und Nelson trug.

theilen wollen. Zu einem ausführlicheren Briefe wollte ſich aber in voriger Woche die Zeit nicht finden.

Nun mein Urtheil, welches ich in aller Freimüthigkeit, wie Sie dieſelbe wünſchen, abgebe.

Die Idee Ihres Gedichts finde ich ſehr glücklich und

Und nun? — Keine Raa, kein Segel mehr!
Die Campagne ſtumm, der Maſtkorb leer!
Invaliden ſchleichen, Seufzer weh'n,
Wo die Trommel ging zu Schußgedröhn!

Denn der Entrer ward ein Krankenſchiff!
Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff,
So vom Schiff, das trug den Admiral,
Ward die Kriegsfregatte zum Spital.

Ward der Flotte ſchwimmend Lazareth;
Im Kanonenraume Bett an Bett!
An der Decke ſchwebender Ampeln Schein!
Auf den Pfühlen bleiche Kriegerreih'n!

Eine düſtre Schaar! — Sie athmen ſchwer! —
Von der Heimath fiebern ſie, vom Meer! —
Mit des Fiebertraums phantaſt'ſchem Flug
In die Fremde ſchweift ihr farb'ger Zug!

Kecke Söhne jeder Zone ſind's!
Von der Newa Borden und des Sinds,
Von den Höh'n, wo Maul und Lama geht,
Hat der Wind zuſammen ſie geweht!

Ihre Stirnen glüh'n! — Die See! — Die Welt! —
Obeliskentrümmer, Blockhaus, Zelt!
Karavanenhufſchlag, Wellenſchlag! —
Wo ihr immer fahrt, ich fahr euch nach! —

fruchtbar; Englische Matrosen aus allen Zonen und Ländern in den engen Raum eines Hospitalschiffs zusammengepreßt und im Fiebertraum, wie in einer Fata Morgana die mythische Weltmacht Britannia abspiegelnd — das giebt eines jener glänzenden Gemälde, deren Genre Sie bei uns ge-

---

Nach der Reihe denn! — Auffährt der Mohr; *
Die sehnigen Arme reckt er empor.
Sein letzter Fiebergrimm erwacht:
„In den Sattel! fort, zur Löwenjagd!“

Der Finne starrt in der Ampeln Gluth:
„Aus den Wolken trieft es herab wie Blut!
In der Mitternachtsonne Scharlachstrahl
Seine Tannen sonnt das Torneo-Thal!“

Hart dran, auf weißem Leinwandpfühl,
Ein gebräuntes, keckes Südprofil;
Das Auge Gluth, die Lippe Brand —
Ein Spanier ist's vom Duerostrand.

Mit dem rollenden Auge, das bald nun bricht,
Wild lechzt er an sein Traumgesicht **: —
In des spanischen Himmels prächtig Blau
Mit der Thurmfaust greift des Alhambra Bau!

Der Springbrunn plätschert, die Rose glüht!
Castagnettenschlag und Mädchenlied!
Schwarze Locken blitzen im Sonnenschein,
Der Fandango zittert ihm durch's Gebein. —

* Spätere Lesart im Morgenblatt:
Mit den weißen Zähnen knirscht der Mohr.
Die Zähne sind jedenfalls „aufgepackt“.

** Anlechzen — lechzend anschauen. Gewagt allerdings, ob aber geradezu „im Ausdruck verfehlt!“

ſtiftet und worin Sie ſchon ſo manches Schöne geleiſtet haben. Ich finde auch die Entfaltung und Führung der ganzen Scenerie im Ganzen deutlich und Ihrer früheren Sachen nicht unwürdig. Auch Ihren Einwurf, daß die Charaktere der Redenden nicht genugſam contraſtirt ſeien, halte ich nicht

---

Und nun Geſang! Ein Sohn der Krimm!
Er ſagt zu ſeinem Pferde:ſchwimm! —
Er peitſcht es durch die ſchwüle Trift,
Die der Pilger auf dem Kameel durchſchifft.

Er ſpornt und peitſcht es durch den Don;
In der Steppe rauſcht ein Röhrenbronn.
Wo die Ruſſin füllt den irdnen Krug,
Da hemmt er ſeines Thieres Flug.

Nach Odeſſa's Wimpeln muß er fort;
Einen Kuß, ein Lieb, ein Abſchiedswort!
An der Hürde Thor, am Schwemmeteich
Eine Weiſe ſingt er, wild und weich.

'S iſt ein doniſch Lied, ein Lied aus Moll,
Der Klage voll und der Sehnſucht voll.
Es durchbohrt die Bruſt wie Schwertesſtich,
Der Sterbende ſingt es ſchauerlich.

Es bebt und zittert durch's Gemach;
Den Chineſen drüben zittert es wach.
Er öffnet des Auges engen Spalt:
„Wie dumpf der Porzellanthurm ſchallt!“

Der Hindu fährt empor und lauſcht!
„Wie die Gangeswelle murmelnd rauſcht!
Wie ſo ſtolz ihr Haupt die Palme wiegt!
Wie das Kleid der Bajadere fliegt!“

für begründet, da es mir nach der ganzen Anlage des Gedichts auf die Individualiſation der Charaktere weniger als auf die Verſchiedenheit des Details der Scenerie, von der die Matroſen phantaſiren, anzukommen ſcheint, dieſes Detail aber nach meiner Meinung gehörig auseinander gehalten

---

Der Braſilianer hebt die Hand:
„Die Wellen ſchlagen hart an's Land!
Mit ziſchender Zunge leckt die See
Die Quadern von Janeiro's Quai!“ —

Bajadere, Steppe, Wogenſchaum!
Ueber jedem Pfühl ein andrer Traum!
Aus der lodernden Köpfe jedem quillt
Und tritt in die Nacht ein ander Bild!

O, ihr Flammen all' aus Nord und Süd,
Die durch zwanzig Schädel wild ihr ſprüht,
Laßt euch bannen! Funkelnd ſteht geſchaart,
Ein Orbis pictus ſeltner Art!

An die Küſten ſchlage, Fluthgeſpritz!
Durch die Tannen funkle, Schneefeldblitz!
Ueber'n Ganges weh', Banianenlaub!
In den Niger wirf dich, Wüſtenſtaub!

In die Pulverkammer, fremd Geſchlecht!*
Mit den heißen Stirnen in's Gefecht!
In Alt-Englands Nebel ſchleudre glüh
Die Granate Fieberphantaſie!

* Ich gab J. zu, daß über dieſer und den folgenden Strophen „eine Art von Nebel“ liege, drückte ihm aber nichtsbeſtoweniger mein Erſtaunen über ſeine ſeltſame und weithergeholte Interpretation derſelben aus. Der Grundton des Gedichts iſt durchaus ein ſentimentaler, — der Dichter hebt es beſonders hervor, daß die von der ganzen Erde Zuſammengewürfelten in der Todesſtunde noch einmal mit dem Auge des Geiſtes die ferne, lang entbehrte Heimath ſchauen, und daß das Sterben ihnen dadurch verſüßt wird. Nun ſind die Sterbenden aber Soldaten, und der Dichter nimmt daraus Veranlaſſung, ihr Schauen der Heimath mit

worden ist. Ueberhaupt aber verschwindet auch in der Fieberphantasie meistens das Individuelle des Charakters.

Dagegen habe ich allerdings über manches Einzelne meine Bedenken.

Mit der berstenden Kugel prächt'gem Brand
Keck erobre dir dein Heimathland!
Die Fregatte sei von ihr durchzischt,
Bis — auf Sterbebetten sie erlischt!

Bis sie flackernd springt! Schon ist's geschehn!
Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn.
Die Gefallenen ruhn im Todtenhemd,
Ihre Fäuste starr und zugeklemmt.

Ihre fiebenden Schläfen kalt wie Eis!
Ihre Schädel ausgelodert! — Sei's! —
Daß den Mund ein Lächeln euch umspielt,
Verkündet, daß ihr als Sieger fielt!

Daß die Küste wieder ihr errangt,
Wo ihr scheidend in den Nachen sprangt;
Daß den Anker träumend ihr gesenkt,
Wo zum Abschied ihr den Hut geschwenkt!

Den Matrosenhut, den Schifferhut! —
Die Fregatte schwankt, aufbraust die Fluth;
Vor den Särgen salutirt die Wacht,
Das Boot stößt ab, die Salve kracht.

einem aus dem Kriegeleben geholten Bilde ein Erobern zu nennen. Jetzt giebt ein Gleichniß das Andere. Die Phantasie des Fiebers ist die Waffe des Streitenden, eine Granate, die „in Alt-Englands Nebel" (das Schiff liegt ja auf der Themse) geschleudert wird, und mit deren „prächt'gem Brand" eben die Heimath wiedererrungen werden soll. Die Zurufe: „In die Pulverkammer!" „Ins Gefecht!" erklären sich nun auch von selbst. Sie wollen, im Costum des Gesammtbildes, nichts Anderes sagen, als: Fiebert zu! überlaßt euch euren Träumen! — eine Intention, wie die von J. angenommene, lag mir fern. Uebrigens, wie schon zugestanden: die Stelle ist unklar, und ich gebe ja überhaupt das ganze Gedicht preis.

Die Verſe: In die Pulverkammer u. ſ. w. bis: Sie verglüht mit Zucken und Geſtöhn, ſollen, wie ich ſie verſtanden habe, eine Steigerung der Fieberphantaſie oder der Betrachtung derſelben durch den Dichter andeuten, nach welcher wenigſtens in dem Gluthraume der ſchwärmenden Matroſen eine Gefahr für den künſtlichen Zuſtand Englands aus der Herrſchaft über ſo viele fremde und verſchiedenartige Kräfte vorgebildet wird. Unwillig ſind alle dieſe Kräfte im Dienſte der Meerherrſcherin, gern möchten ſie ſich ihre Heimath wieder erobern, das kann aber nur geſchehen, wenn die Meerherrſcherin ſelbſt bekriegt und beſiegt wird. So deute ich mir wenigſtens die Verſe, die für mich ſonſt ganz dunkel ſind.

In der Themſe ſchwellenden Raſenbord*
Ihre Kinder betten Süd und Nord!
O ihr Maienglocken, ſpendet Duft: —
Eine friſche Nationengruft!

Ha, beträte jetzo jeder Stamm,
Der ſie zeugte, dieſen Uferſchlamm,
Und erhübe die Todtenklage bang:
Welch' ein Ort wohl hörte gleichen Sang?

Ein entſetzlich Lied! — Die Gurgeln ſchwellt's!
Nadoweſſiſch und malaiiſch gellt's!
Einen Weltſchrei, der die Bruſt zerreißt,
Hör' ich's zittern durch die Nacht im Geiſt! —

Hört ihr's auch, ihr Träumer tief im Moor?
Keine Antwort! — Flüſternd klagt das Rohr!
Fern herüber London's Brauſen ſchallt,
Ueber'n Strom der ſchwarze Wimpel wallt!

* Dieß iſt richtig. Schiffe, die noch im Angeſicht des Landes ſind, begraben ihre Todten am Ufer. Namentlich ſolche, die im Hafen vor Anker liegen.

Iſt der angegebne Sinn der richtige, ſo fehlt aber der Darſtellung Manches an klarer Geſtaltung deſſelben. Die gebrauchten Bilder heben einander zum Theil auf, der Gedanke ſelbſt kommt nicht zu deutlicher Ausprägung, über der ganzen Parthie liegt überhaupt eine Art von Nebel.

Hier würde, wie ich glaube, bis dahin, wo man erfährt, daß die Matroſen geſtorben ſind, eine totale Umarbeitung nöthig ſein, wozu aber die günſtige Stunde abzuwarten und nicht zu erzwingen ſein möchte.

Bei der Betrachtung des Metriſchen iſt mir aufgefallen, daß regelmäßig mit jedem Verſe, oder vielmehr mit jeder Verszeile der Sinn ſchließt, folglich immer am Schluſſe jeder Zeile ein ſinnſchweres Wort ſteht, und alles Ueberleiten und Uebergleiten des Sinns von einem zum andern Verſe vermieden worden iſt.

Dieſe Form kann im Einzelnen, wo es darauf ankommt, prägnante Sätze ſchlagredenartig ſcharf gegen einander zu contraſtiren, praktiſch ſein. So beharrlich durchgeführt, wie in Ihrem Gedichte, bringt es aber etwas Monotones und Klappendes hervor, was ſich gleich bei lautem Vorleſen (der Feuerprobe jedes Gedichts) unangenehm bemerklich macht. Obgleich die durchgehenden männlichen Ausgänge eine Aenderung in dieſer Beziehung erſchweren, ſo müßten Sie doch zuſehen, was daran ſich thun ließe.

Vers 12. Schußgedröhn. Iſt mir zu pretiös. Man fühlt, daß das Gedröhn nur den Reim ſtellen ſoll.

Vers 14. Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff. Entlegene und dunkle Vergleichung.

Vers 21 — 24. Ich würde ſo umſtellen:

Mit des Fiebertraums phantaſt'ſchem Flug
In die Ferne ſchweift ihr farb'ger Zug;
Eine trübe Schaar! Sie athmen ſchwer!
Von der Heimath fiebern ſie, vom Meer!

weil nämlich ſo ein Fortſchritt der Darſtellung von der allgemeineren zu der ſpezielleren Vorſtellung, mithin eine richtige Steigerung eintritt.

Ferne, das Allgemeine.

Heimath, Meer, das Spezielle.

Vers 33. Nach der Reihe denn! Will mir nicht gefallen, der Eingang erſcheint mir zu proſaiſch und arithmetiſch. Ich würde dem Mohren noch Einiges aufpacken, daß er den ganzen Vers füllt.

Vers 46. Wild lechzt er an ſein Traumgeſicht. Verfehlt wohl im Ausdruck.

Vers 50. Caſtagnettenſchlag und Mädchenlied. Es wird gleich darauf wieder vom Ruſſen geſungen. Des Contraſtes wegen wäre ſtatt des Mädchenliedes etwas Anderes zu wünſchen.

Vers 67. Es durchbohrt die Bruſt wie Schwertesſtich. Moll ſticht nicht, iſt nicht ſpitzig.

Vers 117. In der Themſe .... Raſenbord. Klingt, als würden ſie in die Ufererde begraben, da ſie doch in die Wellen verſenkt werden.

Vers 118. O ihr Maienglocken, ſpendet Duft. Scheint mir

a) müßig,

b) ungehörig zierlich und ſentimental für die Nationengruft zu ſein.

Wie Sie ſehen, beziehen ſich meine Ausſtellungen nur auf Einzelnes und Metriſches. Benützen Sie davon, was Ihnen richtig zu ſein ſcheint. Die jetzige Ueberſchrift gefällt mir freilich nicht, die neugewählte aber auch nicht, da ſie ganz unverſtändlich iſt. Ich würde das Gedicht ganz einfach: das Hospitalſchiff nennen.

In der nächſten Zweckloſen werde ich das Gedicht vorleſen, und bin neugierig, was es für eine Wirkung thun wird. Wollen Sie nicht zu derſelben kommen? Sie wird

wahrscheinlich am 2ten Ostertage sein. Sie sollen noch nähere Kunde davon haben. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen im Voraus schönstens, lassen Sie mich dieselben gefälligst recht bald haben; außer meinem Verlangen, dieselben sobald als möglich zu lesen, habe ich noch einen speziellen Grund.

Aufrichtig ergeben

D. den 8. April 1838.

Immermann.

3.

Ich würde Ihnen schon weit früher gedankt haben, verehrter Freund, wenn mich nicht die Nachwehen einer ziemlich langwierigen Krankheit bis jetzt zu jeder ausführlicheren Mittheilung unfähig gemacht hätten. Nehmen Sie denn jetzt meinen verspäteten, doch nicht minder herzlichen Dank für die schöne Gedichtsammlung, deren Lesung mir große Freude gemacht hat.

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Er ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder heftig Contrastirende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's; wie Alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne

gleichwohl weit überm Meere auch etwas Andres zu finden, als Schmerz und Diſſonanz — während die Alten das Nächſte zu ergreifen vorzogen, dieſes ganz harmoniſch durchdrangen und ausründeten, und ihre ganze Poeſie, wenn ſie auch Helden und Götter beſang, Haus=, Stadt= und Vaterlandspoeſie blieb. Allen denen nun, die ſich ernſt und treu an ihnen herangebildet, haben ſie von dieſer ihrer Art etwas mitgetheilt.

Ich will hiemit weder Sie noch die moderne Richtung angreifen, ſondern ich will letztere nur dadurch hiſtoriſch charakteriſiren. Es ſcheint faſt, als habe das Alterthum ſeine Miſſion erfüllt, als nahe der Zeitpunkt, wo auch poetiſch mit neuem Sinne von dem gegenwärtigen Weltgange Beſitz genommen werden ſolle. Iſt dem ſo, ſo muß die moderne Richtung die junge heißen. In derſelben ſtechen Sie unter den Deutſchen bereits ſehr hervor, Sie überragen namentlich Lenau und Chamiſſo (mit denen Sie ſonſt manche Verwandtſchaft zeigen) weit, den Einen durch Dreiſtigkeit und ausgeſprochen Plaſtiſches, den Andern durch Anmuth, Grazie und Präciſion, Beide durch feines Gefühl für das Metriſche. Immer aber kommt es mir vor, als hätten Sie bis jetzt nur Bauſteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erſt den Tempel einer großen Compoſition zuſammenfügen.

Als das Beſte der Sammlung iſt mir vorgekommen: Heiligenſchrein; Vögel und Wandersmann; Wetterleuchten in der Pfingſtnacht; die Auswanderer; Meerfabel; die Griechin; Vor einem Gemälde; Einige der Sandlieder; Einem Ziehenden; Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren; der Mohrenfürſt, zweite Romanze; der Wecker in der Wüſte; der Blumen Rache; Prinz Eugen; der Mann im Walde; Banditenbegräbniß; Piratenromanze; die ſeidne Schnur, wenn der zu outrirte Schluß der dritten Romanze nicht wäre; der Tod des Führers; der Alexandriner; Afrikaniſche

Huldigung; der Scheik am Sinai; Scipio; Anno Domini; Im Walde; die Tanne; die Bilderbibel; das Huſarenpferd; La vida es suenno; Zwei Feldherrngräber; Ammonium; Meine Stoffe; Löwenritt; Geſicht des Reiſenden; Odyſſeus; die Schiffe; der ausgewanderte Dichter; der Reiter; Bei Grabbe's Tod; die Gedichte für Schillers Album; die Phönixgedichte.

In dieſen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geiſtes mit Ihrem beſten maleriſchen Vermögen dargeſtellt. Es rollt ſich in denſelben ein wunderbar ſeltſamer Orbis pictus von Meer, Wüſte und Ferne auf uns ab; die Seeſtadt iſt der Eigenartigkeit Ihres Talents äußerſt günſtig geweſen. Die Geuſengedichte würde ich dieſer Onthologie hinzugefügt haben, wenn mir nicht das Erſte durch die Zwieſpältigkeit der Situation unruhig, das Zweite in manchen Verſen unklar vorgekommen wäre.

Die nicht genannten Gedichte ſtehen in meinem Gefühle nicht auf gleicher Höhe. Entweder iſt die entlegene, fremdartige Anſchauung mit dem geiſtigen Gehalte, deſſen Gegenbild ſie ſein ſoll, nicht in rechtem Zuſammenhang, oder die Situationen ſind zu crudel oder zu nebulos, oder epigrammatiſche Pointen wollen nicht recht zutreffen. Einiges, wie das Schwalbenmährchen, leidet an Willkür. Alles dieſes drückt nur meine unmaßgebliche Anſicht aus, die ich Ihnen freimüthig ſchreibe, da Sie mein Urtheil gewünſcht haben.

Sehr bin ich überraſcht worden von dem Gedicht: Der Blumen Rache. Ich halte dieß für eins der ſchönſten, was Sie gemacht haben. Es iſt Ihnen darin etwas gelungen, was Goethen auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und ſchlichtes Ereigniß (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verſchloßnen Fenſtern getödtet wird) in ſchönſter Weiſe mythiſch zu machen. Nur der Schluß büßt meines Ermeſſens durch eine zu breite und erklären wollende

Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubniß):

Will mir auch noch nicht gefallen. Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagten, daß der Morgenwind das Fenster aufstößt und daß davon die Geister verschwinden.

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küßt der dunst'ge Reigen,
Zucken ihre weißen Glieder.

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

Daß die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipirt, und so würde die prosaische Schlußzeile vermieden, ohne daß die Deutlichkeit leiden dürfte.

Ihre Befürchtungen wegen des äußeren Schicksals der Sammlung sind gewiß nicht gegründet. Für die lyrische Poesie streitet gegenwärtig die Gunst der Meinung, Ihnen ist Letztere schon sehr zugethan; Sie verdienen Lob und Auszeichnung, warum sollte Ihnen also Beides nicht werden? Ich glaube, daß die Auflage bald vergriffen sein wird, und freue mich, daß Sie dann der zweiten noch manches Neue hinzufügen können, namentlich Mirage.

Nochmals dankend und aufrichtig ergeben

Düsseldorf, den 25. Juni 1838.

Immermann.

4.

Hiebei, verehrter Freund, der Brief von Stuttgart. Entſchuldigen Sie, daß ich Ihnen denſelben nicht früher überſandt habe. Laſſen Sie mich, wenn Sie zu einem Reſultate gediehen ſind, davon wiſſen; es intereſſirt mich Alles, was auf Sie und das Schickſal Ihrer Gedichte Bezug hat.

Für Niſa und die Orientalen meinen beſten Dank. Die zierliche Nackte hat mich entzückt und ich möchte wohl der alte Bock geweſen ſein. Das Original kenne ich nicht, die Ueberſetzung muß aber meiſterhaft ſein, denn ſie iſt ganz reizend. In den Orientalen habe ich fleckerweis (wie man in meiner Heimath ſagt) geleſen, jedoch noch zu wenig, um ein Urtheil zu haben. Der Refrain des Türkiſchen Marſches hat mich ganz wunderſam erſchüttert; in zwei rheumatiſchen Nächten, die ich ſchlaflos zubrachte, murmelte ich beſtändig für mich:

An meiner Seite trieft der Dolch von ſchwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Am Münchhauſen bin ich fleißig, und habe ein ſtarkes Stück in die Bauernhochzeit hineingeſchrieben. Ob er in Deutſchland ſo wirkt, wie in Elberfeld, weiß ich nicht. Das conſtante Schweigen der Journale möchte dagegen ſprechen.

Gott ſei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'ſche Garngott von Elberfeld, ſondern der Gott, der über der Sahara dahin ſtreicht, in Schiras duftet und auf Yemen mit glühenden Sternenaugen hinabſieht.

Der Ihrige

Düſſeldorf, den 8. Januar 1839.

Immermann.

5.

Verehrter Freund!

Recht herzlich wünſche ich Ihnen Glück, daß Sie die Rechenbücher hinter ſich haben, bei denen Sie doch über Kurz oder Lang hätten verkommen müſſen. Ich kann ganz das Gefühl friſcher muthiger Freiheit mit Ihnen theilen. Nun gebe der Himmel ſeinen Segen der Zukunft.

Es iſt mir aber auch davor nicht bange. Ihre Entſchlüſſe ſind ſehr richtig und gut. Vor Allem erfreut es mich, daß Sie Weſtphalen bereiſen und dichteriſch reproduciren und rehabilitiren wollen. Das ſcheint mir eine günſtige Kriſis in Ihrer Natur zu ſein. Statt nach dem Orient ferner zu ſchweifen, den Sie doch nur aus dämmernder Ferne ſehen, wollen Sie es mit einer nahen und gediegenen Realität verſuchen. Dieſe wird Sie chicaniren, aber gewiß ganz neue Seiten in Ihnen auferwecken und Ihnen die Richtung gegen etwas Wirkliches, bis in die individuellſten Beziehungen mit den Augen zu Verfolgendes geben, wobei der Dichter doch nach meiner Anſicht allein ſich recht ausarbeiten kann.

Was für einen Plan haben Sie bei dem Studio der Naturwiſſenſchaften?

Für Ihr Rheiniſches Jahrbuch möchte ich Ihnen gern einen Beitrag geben, ich weiß nur nicht, ob er Ihnen recht ſein wird. Eine Novelle oder etwas Dramaturgiſches kann ich Ihnen nicht liefern.

Sie wiſſen aber (denn ich ſagte es Ihnen, dünkt mich), daß ich ſeit Jahren an dem Gedichte: Triſtan und Iſolde, ſinne, in welchem ich mich an den alten Triſtan anlehne,

jedoch mit ganz freien Abweichungen und Ausſpreitungen, wie ſie mir meine Natur und Anſchauung gebietet.

Davon habe ich den erſten Geſang zum größern Theile fertig, und das Fehlende würde bis Ende Auguſt gearbeitet ſein können. Wollen Sie nun dieſen erſten Geſang haben, ſo ſteht er Ihnen zu Dienſten. Lehnen Sie ihn ab, ſo nehme ich es Ihnen nicht übel. Haben Sie die Güte, mich darüber mit Nachricht zu verſehen. — Dumont iſt doch ſicher und prompt mit dem Honorar? Entſchuldigen Sie dieſe Anfrage; ich habe in der Beziehung gar zu ſonderbare Erfahrungen gemacht.

Vorigen Sonnabend habe ich Münchhauſen mit einem tiefen Athemzuge vollendet. Das Werk war mir ſo über den Kopf gewachſen, daß vier Bändchen daraus geworden ſind. Das zweite und dritte ſind fertig gedruckt und werden in den nächſten Wochen ausgegeben werden. Der vierte ſoll dann einige Wochen ſpäter nachfolgen. Mich ſoll wundern, was Sie von der Sache ſagen werden.

Ich ſchreibe von Coeln, wohin ich vorgeſtern reiſ'te. Morgen kehre ich nach Düſſeldorf zurück, wo mich alſo Ihre Antwort wie immer treffen wird.

Mit herzlicher Ergebenheit und Freundſchaft

der Ihrige

Coeln, den 25. April 1839.

Immermann.

Matzerath's Kritik im Feuilleton* habe ich geleſen. Es gefiel mir nur nicht, daß er mich zu einer Art von Mephi-

* Der Kölniſchen Zeitung, über den erſten Band des Münchhauſen.

ſtopheles machen wollte, da er doch ſelbſt eingeſtand, daß die Weſtphäliſche Bauernpartie — worin ſich eine ganz harmoniſche, liebevolle und treuherzige Welt entwickelt — gut ſei.

Das poſitive Element tritt in den folgenden Bänden immer ſtärker auf.

Immermann in Weimar.

Von

Friedrich von Müller.

Es war im Jahre 1828, als ich auf einer Reise nach Amsterdam und Gent Immermann in Düsseldorf kennen lernte und mit ihm genußreiche Stunden bei Director Schadow und Staatsrath Jakobi zubrachte.

Im Herbste 1837 sahen wir ihn zum erstenmale bei uns in Weimar, und die kräftige Erscheinung seiner geistvollen Persönlichkeit, der reiche Gehalt seiner Mittheilungen und sein ausgezeichnetes Talent als Vorleser — durch welches er uns damals zuerst mit Freiligraths Gedichten befreundete und einige der vorzüglichsten, z. B. den Löwenritt, mit wärmster Färbung vortrug — blieben am Hofe wie im engern Kreise der Freunde in treuem Andenken.

So war es denn Allen höchst erwünscht, als er im September 1838 auf längere Tage wiederkehrte. Sein Ankommen traf gerade mit dem Moment zusammen, wo die Kaiserlich Russischen Majestäten in Weimar verweilten. Bei der Menge der zuströmenden Fremden fand er alle Gasthöfe übersetzt. Das war mir aber recht, denn nun konnte er die Einladung, unter meinem Dache zu wohnen, um so weniger ausschlagen.

Vermag doch nur das häusliche Zusammensein mit

einem vorübereilenden Freunde für die Kürze ſeiner Anweſenheit zu entſchädigen und den vollen Gewinn ſeiner Individualität zu gewähren. Sein Theilnehmen an den häuslichen Zuſtänden, die Einwirkung, die wir auf die Vertheilung ſeiner Zeit und auf ſeine Reiſevorſätze gewinnen, die unbeſtimmte Länge vertraulicher Abende, Alles dieſes iſt von unſchätzbarem Vortheil, ja ſelbſt die Sorge für die Bequemlichkeit des Gaſtes wird zum Genuß.

So trugen mir denn auch diesmal die fünf Tage des Zuſammenſeins mit Immermann doppelte Früchte und ließen mich weit tiefer als früher in ſeine Eigenthümlichkeit eindringen. Ich konnte ihm jetzt die nähere Bekanntſchaft meines eben auch anweſenden edeln Freundes Joukowsky verſchaffen und Beide zogen ſich wechſelſeitig in hohem Grade an.

Der ruſſiſche Dichter, mit dem tiefen, warmen Erkennungsgefühl für den inneren Gehalt jedes bedeutenden Naturels, befreundete ſich gar bald mit der ſtrenger abgemeſſenen Haltung Immermanns, der hinwiederum in Joukowsky's wohlthuender Gemüthlichkeit erfriſchenden Anreiz zu traulichen Mittheilungen fand.

Nie werde ich der tiefen Rührung Immermanns vergeſſen, als er mit mir die Räume betrat, die Göthe bewohnt hatte. Dringend bat er mich, ihm zu gönnen, daß er noch einmal ganz einſam eine Stunde in Göthe's Arbeitszimmer zubrächte, was natürlich ſehr gern zugeſtanden wurde. Wie lebhaft mag ihm da jene Stimmung zurückgekehrt ſein, die ihn einſt an Göthe ſchreiben ließ;

„Ihre Perſon hat für uns etwas Mythiſches gewonnen, und die Landsleute verehren in Ihnen nicht ein beſchränktes Einzelweſen, ſondern die Naturkraft ſelbſt, der es gefiel, ſich einmal verſchwenderiſch unter gewiſſen irdiſchen Bedingungen zu entfalten. An derartige Erſcheinungen bindet ein höheres Geſetz jedes

jüngere tappende Beſtreben deſſelben Kreiſes, und zwingt daſſelbe, auch durch äußere Zeichen ſich auf jene, wie auf einen Mittelpunkt, zu beziehen."

Mit Joukowsky zuſammen brachten wir einen erinnerungsreichen Morgen in Tiefurth zu. Die poetiſche Einſamkeit dieſes anſpruchsloſen, von der Ilm durchſchlungenen Haines, ſeine anmuthigen Schattengänge, die einfachen und doch ſo ſinnvollen Denkmale, welche das zarte Gemüth der unvergeßlichen Herzogin Anna Amalia hier im ſtillen Verſteck dem Andenken ihrer Geliebteſten geweiht hat, alles dieſes wirkte dergeſtalt auf Immermann, daß er den Plan faßte, hier im nächſten Jahre ſich für einige Monate in einer ländlichen Hütte anzuſiedeln, um ausſchließlich poetiſchen Productionen ſich hingeben zu können. Er ahndete damals noch nicht, daß gerade ein Jahr ſpäter das ſchönſte Liebesglück ihm aufgehen und eine reichere Wirklichkeit gewähren würde, als alle poetiſchen Träume zu ſchaffen vermögen.

Bei fortwährend mildeſter Herbſtwitterung ſtreiften wir in lebhaften Geſprächen bald im Park zu Weimar, bald in den heiteren Belveder'ſchen Anlagen umher, ſtiegen mit frommer Ehrfurcht in die fürſtliche Gruft hinab, wo Schillers und Göthe's irdiſche Ueberreſte im Schutze von Carl Auguſts und Luiſens heiligen Manen ruhen, und grüßten denn das belebende Licht des Tages mit erhöhtem Gefühle der Segnungen wieder, die dieſe edelſten Genien ausgeſtrömt und hinterlaſſen.

Der Abend verſammelte die Freunde in etwas größeren Kreiſen, bald in meinem Hauſe, bald bei Schorn, wo Immermanns Liebe zur bildenden Kunſt reichlichen Genuß fand. Wie lebhaft intereſſirte er ſich für die Entwürfe und Kartons zu den Fresko- und Wachsgemälden, die zu einem würdigen Denkmal für unſere vier großen Dichter von Meyer und Preller in dem neuen Flügel des Großherzoglichen Reſidenzſchloſſes ausgeführt werden, wie ſinnig

und geiſtreich entwickelte er uns ſeine Ideen über Architektur, ihre Symbolik und ihren Zuſammenhang mit der Bildungsgeſchichte der Völker.

Der reiche Schatz, den die Großherzogliche Kunſtſammlung an den Karſten'ſchen Handzeichnungen beſitzt, regte ihn ganz vorzüglich auf, und er nahm ſich vor, bei mehrerer Muſe ein ernſtes, wochenlanges Studium darauf zu verwenden.

Ein andermal las er den Freunden Hamlet vor, den ſein kraftvolles und ſonores Organ uns zu lebendigſter Anſchauung brachte.

Beide edle Dichter, Joukowsky und Immermann, hatten ſehnlich gewünſcht, Göthe's Taſſo auf unſerer Bühne zu ſehen, und am Vorabend ihrer Abreiſe ward dieſer Wunſch erfüllt.

Sie nun beide neben einander in geſpannter Aufmerkſamkeit und

„rührbar jedem Zauberſchlag der Kunſt"

ganz nahe am Proſcenium ſitzen zu ſehen, ſteigerte im hohen Grade die Leiſtungen unſerer Schauſpieler, und ſo mochte die Aufführung in der That eine treffliche genannt werden.

Bald nachher ſchrieb mir Immermann von Düſſeldorf aus:

„Weimar macht einen ſchönen Schlußpunkt meiner Reiſetage. Ich habe mich dort in Erinnerung und Gegenwart, in Pietät und Umgang ſehr wohl gefühlt und den Entſchluß gefaßt, künftiges Jahr wieder zu kommen und dann länger zu verweilen, um auch recht eigentlich Studien in der Bibliothek und in den Sammlungen machen zu können. Wie wenig Zeit ich diesmal dort zubrachte, ſo vieles Intereſſante iſt mir dennoch geworden, was Sie daraus abnehmen können, daß Weimar 78 Seiten, eng geſchrieben, meines Reiſebuchs füllt.

Wir blieben fortan in traulichem Briefwechſel. Ueber

einen Ausflug, den er um jene Zeit nach Hamburg gemacht hatte, theilte er mir Folgendes mit:

„Mein Hamburger Aufenthalt iſt mir an Anſchauungen ſehr fruchtbar geweſen. Ich weiß nicht, ob Sie die Stadt in jüngerer Zeit geſehen haben; ſie ſteht wohl gegenwärtig auf dem Gipfelpunkte ihres Flors. Im Hafen zählte ich, außer der ungemeinen Menge von Briggs und Schooners, gegen dreißig Dreimaſter. Die Miſchung von alt-ehrwürdigem und neueſtem Induſtriell-Merkantiliſchen, welche das Bild der großen Stadt darbietet, hatte für mich überhaupt etwas höchſt Intereſſantes.“

„Meinen beſondern Antheil erregte es, die dort reſidirenden Koryphäen des jungen Deutſchlands kennen zu lernen: Gutzkow und Wienbarg. Meine Maxime, mich allem Menſchlichen sine ira et studio, lediglich mit dem kontemplativen Blicke der Naturforſcher, zu nahen, hat mir auch in dieſem Falle gute Früchte getragen. Ich habe dieſe ſo verſchrieenen Männer ganz menſchlich und tractabel gefunden und geſtehe, durch die Unterhaltung mit ihnen manche Anregung empfangen zu haben. Ueber ihre Schattenſeiten, über das Unruhige Raſche, Heftige, Faktieuſe ihres ganzen Thuns und Treibens bin ich nach wie vor unverblendet. Allein mir ſcheinen dieſe Flecken nur zur Hälfte ihre Schuld, zur anderen und vielleicht größeren Hälfte die Schuld der Verhältniſſe zu ſein. Das Talent iſt gegenwärtig in Deutſchland ohne Schutz und Schirm von oben. Eines ſolchen bedarf es aber in einem immer noch ſo im Innerſten monarchiſch geſinnten Lande, wenn ſich ihm nicht, bei dem Mangel aller ſonſtigen Stützen in einer geſunden, freien, ſtarken, öffentlichen Meinung, eine Säure und Schärfe auf die Nerven werfen ſoll,

deren natürliche Folgen dann wieder leicht literariſche Exantheme werden."

Seine Ghismonda in Weimar aufgeführt zu wiſſen, machte Immermann lebhafte Freude. Auf den treulichen Bericht, den ich ihm über dieſe Darſtellung und die verſchiedenen Urtheile und Eindrücke, die ſie erzeugte, erſtattet hatte, antwortete er:

„Mit der Wirkung, wie Sie mir ſolche ſchildern, bin ich ganz zufrieden. Es iſt unmöglich, daß ein Stück, worin ein Gedanke lebt, in den erſten drei Stunden der Bekanntſchaft, alle Zuhörer für ſich gewinnen ſollte, ja ich geſtehe, daß mir ein ſolcher Erfolg manchen Zweifel an der Arbeit aufregen würde, und daß es mir viel lieber iſt, wenn das Stück, wie ich aus Ihrem Briefe abnehme, die Leute wie ein Factum intereſſirt hat, über welches noch nicht ein Jeder mit ſich fertig geworden iſt. Und in der That iſt die Aufgabe für die Darſtellung nicht leicht, da es in dem Stücke auf Hervorbringung einer Seelenſtimmung und ſeiner Konflikte ankommt."

„Aller etwaigen Verſtöße unerachtet, die bei der Darſtellung einer von dem Moderepertoir ſo verſchiedenen Dichtung, wie meine Ghismonda iſt, kaum zu vermeiden ſtanden, bin ich der Intendanz und den Schauſpielern großen Dank ſchuldig. Denn bei einem Drama kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Verſe Laut und die Perſonen ſichtbares Leben gewinnen, wie viele kleine Fehler auch mit unterlaufen mögen. Die ſtumme Poeſie iſt keine, die ſtumme dramatiſche Poeſie iſt nun vollends ein Unding. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß, wenn ich mir hin und wieder eine Freude, die ich an meinen Sachen haben könnte, einbilde, ich dann hauptſächlich an Weimar denke, wo doch noch eine nachhaltige Rezeptivität für

die Hervorbringungen des Geiſtes herrſcht, über deren Mangel man anderer Orten in Verzweiflung gerathen könnte, wenn man es ernſt mit der Sache meint."

Und bald darauf ſchrieb er mir über ſeine dramaturgiſchen Beſtrebungen:

„Ich beſchäftige mich in dieſem Augenblick mit der Redaktion meiner „dramaturgiſchen Erinnerungen," in welchen ich zwar zunächſt nur erzähle, was hier während des Beſtandes meiner Bühne geſchah, jedoch auch nach allen Seiten hin mich über das ganze Gebiet des Dramatiſchen und Dramaturgiſchen verbreite. Ich wünſche, mit dieſem Buche etwas Praktiſches und Nützliches zu geben, und inſofern iſt einige Hoffnung dazu vorhanden, als ſich in mir zwei Dinge vereinigen, welche ſich ſo verbunden bei denen nicht vorfanden, die in den letzten Dezennien über die Bühne ſchrieben.

Nach meiner innern Richtung darf ich mich wohl poetiſch und idealiſch nennen; nun aber wollte es das Schickſal, daß ich daneben einige Jahre lang Theaterdirektor wurde, der ſehr auf die Kaſſe ſehen mußte; ich bin daher mit dem ganzen Handwerk bis zum letzten Couliſſennagel bekannt geworden und habe die Geſetze ſtudiren können, nach welchen überhaupt nur die Poeſie zwiſchen der Leinwand und den Brettern zur äußeren Erſcheinung kommt und auf eine verſammelte Menge den ſchlagenden Eindruck ausübt, der hier weſentlich nothwendig iſt. — An einem von beiden Requiſiten fehlt es aber unſeren neuerlichen Dramaturgen; ſie waren entweder gelehrte Idealiſten oder rohe Empiriker. Und doch iſt jetzt die Hauptſache, nicht theoretiſch, immer und immer wieder dramatiſche Gedichte zu analyſiren, ſondern auf die Palingeneſie einer **realen poetiſchen** Bühne hinzuwirken, mit deren Verſchwinden nach meiner Ueberzeugung noch

so manches Andere in unserm geistigen und sozialen Zustande verschwunden ist."

Inzwischen war der dritte und vierte Theil des Münchhausen erschienen, und das lebhafte Interesse, welches schon die zwei ersten Bände in den weimarischen Kreisen erregt hatten, dadurch in hohem Grade befriedigt und gesteigert worden. Hatte man sich in der urkräftigen, wie aus Bronze gegossenen und doch lebensfrischen Gestalt des Hofschulzen wahrhaft erbaut, in Elsbeth die Verschmelzung der zartesten und schlichtesten Weiblichkeit mit der unbesiegbaren Kraft eines reinen, sich selbst getreuen Willens bewundert, so fühlte man sich von der schönen Wahrheit dieser unvergleichlichen Dichtung noch stärker angezogen, daß die Muse dem Dichter vergönnt habe, in Mitte seiner Schöpfungen ein eignes beglückendes Liebesbündniß zu gewinnen und so die Farben seines Gemäldes unmittelbar dem Quelle innigster Empfindung zu entnehmen.

Groß war daher die Freude, als ich zu Anfang des October 1839 verkünden konnte, Immermann werde uns in den nächsten Tagen seine junge Gattin zuführen. Alsobald wurde die Wiederaufführung der Ghismonda vorbereitet, und dadurch dem Dichter gleich am Abend seiner Ankunft ein ehrenvoller Willkomm gewidmet.

Als sich am nächsten Mittag ein zahlreicher Kreis von Freunden und Freundinnen, Künstlern und Literaten zu einem Ehrenfeste um Immermann vereinigt hatte, erwiederte er den auf ihn ausgebrachten Toast mit jener bescheidenen Würde, die, ein Grundzug seines Characters, ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitet hat:

„Wie die Säule des Memnon — so ohngefähr sprach er in sichtbarer Bewegung — wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der belebende Strahl der ewigen Sonne sie bewegt, so fühl' auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden

betrete, den die größten und edelſten von Deutſchlands Dichtern geheiligt haben; hier, wo die reichſten Erinnerungen ſich mit einer ihrer würdigen lebensfrohen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundſchaft und Wohlwollen mich umſchlingt, deſſen reinſte Blüthe ſich mir in dem Mitgefühl meines neuen häuslichen Lebensglücks entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den ſchönſten Lohn meiner Beſtrebungen achte, in ſo edlem Kreiſe verſtanden und geliebt zu werden, und auch abweſend in ihm fortzuleben."

Am Abend deſſelben Tages las er uns den Julius Cäſar des Shakespeare vor. Für dieſes koloſſale Stück war der mächtige Umfang ſeiner Stimme und die effectvolle Energie ſeines Vortrages wie ganz eigens geſchaffen. Den Kaska und die Rede des Antonius gab er mit vollendeter Meiſterſchaft, und in den Volksſcenen wußte er den Eindruck bis zur lebendigſten Illuſion zu ſteigern.

Weniger gelang ihm am andern Abend Iphigenie von Goethe, die ruhiger und milder gehalten ſein will, als es ſich mit der Fülle ſeiner Phantaſie und ſeines Organs vertrug. Dagegen gewährte der Vortrag ſeiner trefflichen Ballade: „Das Amen", wiederum die vollſte Befriedigung.

Faſt dieſen ganzen letzten Tag ſeines Hierſeins brachte ich mit ihm zu Belvedere zu, wohin die Großherzoglichen Herrſchaften ihn aufs huldreichſte eingeladen hatten.

Einige Wochen nach ſeiner Abreiſe ließ er ſich alſo vernehmen:

„Endlich komme ich dazu, Ihnen zu ſchreiben. Dieſer Brief ſollte ſchon lange abgehen; aber die Eile und der Drang der Reiſe war zu groß, und dann hier die Verwirrung der erſten Einrichtung. Jetzt iſt dieſe, wenigſtens was die Hauptſache betrifft, überſtanden, ich habe in geordnetem Zimmer am Schreibtiſche rührig

Posto fassen können und darf nun meinem Herzen genügen, Ihnen und allen Weimarischen Freunden und Freundinnen für die in reichem Maße erwiesene Liebe und Güte, die die dortigen Tage unvergeßlich uns machen, von uns beiden den herzlichsten und empfundensten Dank sagen. Ich bin sehr froh bei Ihnen gewesen, und meine junge Frau spricht nur mit Rührung von Ihnen und Weimar, wo ihren ersten Schritten im neuen Lebensverhältniß so viel Herzlichkeit und Wohlwollen entgegen kam.

Hier haben sich die nämlichen Gesinnungen offenbart. Am zweiten Abend nach unserer Ankunft hatte sich ein Zirkel von 30 Personen an einem öffentlichen Orte versammelt, und darin wurde uns ein dramatisches Spiel gegeben, worin lauter Personen aus dem Münchhausen auftraten — von Uechtritz verfaßt. Endlich legen sich denn die Reise- und Hochzeitswellen, und es gilt nun tüchtig arbeiten, besonders da unsere hiesige Einrichtung wahrscheinlich nur eine Nomadenrast sein wird. Ich hoffe, es soll mir nun in glücklichen Verhältnissen noch Das und Jenes fertig werden. — —

Von den beiden Savage wüßte ich doch eigentlich keinen zu loben. Der französische ist theatralischer gemacht, als der Gutzkow'sche, bewegt sich aber doch zu sehr in abgebrauchten, melodramatischen Motiven. Der Gutzkow'sche hat dadurch, daß die gesuchte Mutter nicht die Mutter ist, nach meiner Meinung den ganzen Inhalt der Fabel zerstört, die offenbar nicht auf Intriguenstück, sondern auf ein psychologisches Charactergemälde angelegt war. Ich wünsche, daß Sie Savages Leben in Johnsons lives of the most eminent english Poets lesen möchten. Die Biographie ist sehr gut geschrieben, wird Sie interessiren, und ich glaube, Sie werden auch finden, daß beide Verfasser

hinter der Geſchichte zurückgeblieben ſind. Wäre ich nicht allem Dramatiſchen abgeſtorben, ſo würde mich der Stoff von Richard Savage ſehr anziehen; die Vorgänger würden mich nicht ſchrecken."

Seine glückliche Häuslichkeit ſchien ſeinen ſchriftſtelleriſchen Productionen verdoppelte Schwungkraft zu verleihen; wenige Tage nach dem für ganz Deutſchland ſo tief ſchmerzlichen Siebenten Juni 1840 empfing ich von ihm folgende Zeilen:

„Wir waren hier ſchon längere Zeit auf den Tod unſeres guten Königs vorbereitet, denn wir wußten ſeit Jahren, daß ſeine Geſundheit wanke. Dennoch erſchütterte uns die Trauerpoſt heftig, und ich mit vielen Anderen betrauern ihn aufrichtig, nicht blos mit dem Flor um den Arm. Wir blickten auf ihn als einen Vater, Hort und Schirmherrn, als auf den redlichſten Mann des Landes, und zugleich war er uns der lebendige Anhalt für unſere größten hiſtoriſchen Erinnerungen. Es iſt wahr, was irgendwo öffentlich geſagt worden iſt, eine ganze Zeit geht mit Friedrich Wilhelm III. dahin; eine neue bricht an. — Was wird ſie bringen? — Doch muß man mit Vertrauen und Hoffnung dem neuen Herrn begegnen, ſeine erſten Schritte beurkunden volles, ſtarkes Gefühl und ein edles Weſen. — —

— Sie ſind ſo gütig, ſich nach meinen Arbeiten zu erkundigen. Ich habe für die deutſche Pandora (eine Vierteljahrsſchrift, die in Stuttgart erſcheint) etwas gemacht, was „Düſſeldorfer Anfänge" heißt. Ich empfehle es Ihrer freundlichen Aufmerkſamkeit; es wird Ihnen den Einblick in manches wunderliche Verhältniß geben. Der Band, worin es erſcheint, iſt zum September verſprochen; dann habe ich den erſten Theil des Triſtan heute vollendet, eilf Geſänge, der zweite wird ohngefähr eben ſo viele enthalten. Das

Ganze ſoll in dieſem Jahre, bleibt mir die Luſt und Liebe zur Arbeit, vollendet werden. Es iſt faſt unerlaubt raſch damit gegangen; doch habe ich freilich das Gedicht Jahre lang bei mir umhergetragen."

Bald nachher wurde es mir möglich, ihn, wenngleich nur auf einen einzigen Tag, in Düſſeldorf zu beſuchen.

Wie erquicklich, wie genußreich wurden mir dieſe wenigen Stunden durch den wohlthuenden Einblick in den ſtillen Frieden ſeines häuslichen Glücks. Freundliche, von den Gebilden der Kunſt ſinnig geſchmückte Räume ließen überall das froheſte Behagen, den harmoniſchen Schönheitsſinn der Bewohner erkennen, ſpiegelten gleichſam das innere Gefühl zufriedenen und harmlos in ſich befriedigten Daſeins wieder. Die ſonſt ſo ernſte Stirne des Dichters war entwölkt, eine friſche geiſtige Jugend hatte ſich in allen ſeinen Zügen ausgeprägt, und verſöhnt mit dem Geſchicke blickte ſein Auge voll ſüßer Ahndung der Zukunft entgegen, deren nächſte Stunden ſchon ihm ein reinſtes Vaterglück zu gewähren verſprachen. Die Anweſenheit des ihm treu verbundenen Dichters von Zedlitz erhöhete die heitere Stimmung des Augenblicks; man erging ſich im reichlichen Austauſch literariſcher Mittheilungen und Urtheile; die Säle der Kunſtakademie, die Ateliers der vorzüglichſten Künſtler wurden gemeinſchaftlich beſucht; der ſpäte Abend vereinigte uns in dem gaſtlichen Kreiſe eines der anhänglichſten Freunde Immermann's, des Regierungsrathes von Siebel. Hier las er uns aus den Geſängen ſeines Triſtan und Iſolde vor — — ſie ſollten mir zum letzten liebevollen Scheidegruß werden, als die herannahende Mitternacht mich zum Dampfſchiff abrief und dort mit ihrer finſtern Hülle die holden Bilder des durchlebten Tages überdeckte.

Ich war kaum in die Heimath zurückgekehrt, als die Schreckenskunde vom Hinſcheiden des geliebten Freundes mich ereilte; ein grauſiger Blitz aus heiterem Himmel.

Immermanns Verluſt wird weit und breit in Deutſchlands Gauen ſchmerzlich empfunden. Würdigſte Freundeshand hat uns die treuen Umriſſe ſeines Lebens und Strebens, des Stufenganges ſeiner Entwicklung und ſeines Charakterbildes gegeben,* wahr und einfach, gehaltreich in prägnanter Kürze. Aber aus zweien ſeiner Schriften, deren Abdruck erſt nach ſeinem Tode vollendet wurde, ſpricht er ſelbſt noch zu uns in lebensfriſcher, tief bedeutſamer Rede über die höchſten Idole ſeiner Seele, über Kunſt und Vaterland.

Seine „Memorabilien“ wird Niemand leſen, ohne hohe Achtung für die Schärfe ſeiner Beobachtungsgabe, die Lebendigkeit ſeiner Darſtellungskunſt, die Gediegenheit ſeiner Weltanſchauung und die energiſche Wärme ſeiner patriotiſchen Geſinnungen zu empfinden. Wie viel auch von der Fortſetzung dieſer Denkwürdigkeiten noch zu hoffen geweſen wäre, ſelbſt unvollendet werden ſie ein unſchätzbarer Beitrag zu der Geſchichte der merkwürdigſten Periode deutſcher Nationalität (1806—1815) bleiben und in weiten Kreiſen anregend, aufklärend und bildend fortwirken. Möge insbeſondere Deutſchlands Jugend ſie wie ein heiliges Vermächtniß betrachten, ihr geweiht voll gläubiger Zuverſicht an ein ſtetiges Fortſchreiten auf der Bahn des Rechts und ächt deutſcher Geſittung.

Die gleichzeitig mit den Memorabilien erſchienenen „Düſſeldorfer Anfänge“ im 3ten Hefte der Pandora können gar wohl als eine antizipirte Schilderung von Immermanns letzter Lebensperiode betrachtet werden, indem ſie faſt Alles umfaſſen, was ſeinen raſtlos nach Klarheit im Innern und vielſeitiger Wirkſamkeit nach Außen ringenden Geiſt während dieſes Zeitabſchnittes am lebhafteſten beſchäftigte.

Gewiß gehört dieſer Aufſatz zu dem Trefflichſten, was

* Beilage zur allg. Preuß. Staatszeitung Nr. 262 vom 20. September 1840.

je aus ſeiner Feder gefloſſen. Unter dem heitern Gewande eines Maskengeſprächs, daß ſich ganz ohne vorgefaßte Richtung nur nach der momentanen Stimmung der Interlocutoren, wie äußere Anläſſe ſie erzeugen, fortſpinnt und über die verſchiedenſten Gebiete von Kunſt, Wiſſenſchaft und ſozialen Verhältniſſen in anmuthiger Freiheit verbreitet, gibt er uns eine Fülle von Anſchauungen, Erfahrungen, Urtheilen und tiefen Reflexionen, wie ſie nur dem Reichthum einer Bruſt entſtrömen kann, die des Lebens äußere Erſcheinungen ſtets in höherer ſymboliſcher Beziehung aufzufaſſen und den eigenen inneren Bildungstrieb daran kräftig zu nähren verſteht.

Wie auf leichtem Kahn von ſchaukelnden Wellen getragen, führt geiſtreiches Wechſelgeſpräch uns bald die bunten Bilder dramatiſcher Beſtrebungen, bald die ernſten Gruppen vaterländiſcher Begebniſſe und Zuſtände vorüber; aus rein zufälligen geſelligen Verhältniſſen entwickeln ſich vor unſeren Augen die Elemente thatluſtigſten Schaffens und Vollbringens in der Seele des Dichters, wir theilen ſeine Kämpfe und Mühen, wie den Schmerz über Widerſtreit und verfehlte Ziele, aber alsbald erſcheinen ſelbſt Mißgeſchick und bittere Erfahrung uns nur wie die Unterlage eines heiteren Drama und aus den Wirren und Sorgen der jüngſten Vergangenheit treten uns großartige Geſtalten antiker und moderner Dichtung wie verſöhnende Genien entgegen.

Wie tief und geiſtreich faßt er den Character des — ſo oft verkannten — Ariſtophanes auf, wie zartſinnig bringt er in die feinſten Gewebe von Calderons Schöpfungen ein! — Dabei ſchlingen ſich Humor und milde Ironie erfriſchend durch alle Windungen des Dialogs hindurch und neben den ernſteſten Betrachtungen des ſchwarzen Domino macht ſich der hausbackene Verſtand und die burleske Philiſterei des Papageygrünen auf die luſtigſte Weiſe geltend.

Und wie ein geiſtreich verſchlungener Tanz ſich zuletzt in eine bedeutungsvolle Gruppe auflöst, ſo iſt es hier die Huldigung, die den drei Nornen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Wurd, Werdendi und Skuld dargebracht wird, welche das Ganze würdig beſchließt. Bedeutſam erſcheint der Reflex von Milde des Urtheils und verſöhnender Ausgleichung, der über dieſe Kompoſition hinſtreicht und ſelbſt auch Platens Bild, des giftigſten Anfeinders, dem Immermann begegnete, freundlich umleuchtet. Iſt es doch, als ob die edle Seele des Dichters von der Höhe gereifter Betrachtung und lichterer Weltüberſicht herab, zu der ſein unermüdliches Streben ihn erhoben, uns friedlichen Abſchiedsgruß vorahnend zurufen wollte.

Wie denn überhaupt mitten durch das ganze bunte Maskenſpiel hindurch ein leiſer Hauch ſanfter Wehmuth zieht, der auch uns, aber jetzt um ſo ſtärker, ergreift, wenn wir jenes Ausrufs des ſchwarzen Domino gedenken:

„Es iſt ein Symbol in dieſem Vorgange verborgen. Wir ſind dem Dunkeln, dem Tode, verſprochen: das Leben reißt uns gleichgültig hin, in deſſen Armen wir gleichwohl den ernſten Partner nicht vergeſſen.“

Aus

Immermann's Nachlaß.

Tagebuchblätter.

Herbst 1837.

Goethes Haus.

A Jove principium, in Jove finis.

An einem freien Platze, den ein Brunnen lebendig macht, zeigt sich in grauröthlicher Tünche, die Fenster mit schwarzen Einfassungen umgeben, ein zweistöckiges Haus, geräumig dem Ansehen nach, aber durch Nichts über das Maß der Wohnung eines wohlhabenden Bürgers hinausgestellt. Wir treten über die Schwelle und befinden uns in einem Hausflur, den eine gelbliche Steinfarbe hell und heiter erscheinen läßt. Wir steigen die mit massivgemauerten Wangen versehene Treppe hinan, die sich mit breiten Stufen in der sachtesten Hebung emporschwingt. Ihre Größe muß uns überraschen, sie steht in keinem Verhältniß zu den übrigen Dimensionen des Gebäudes und nimmt das Unterhaus zumeist für sich weg. Interessant ist es, zu hören, wie sie entstand. Während seines Römischen Aufenthaltes wurde das Göthen vom Herzoge geschenkte Haus ausgebaut, auch eine entsprechende Treppe war bereits fertig, da sah Göthe in Rom eine, deren Construction ihn entzückte. Sofort ließ er eine Zeichnung davon machen, und schickte diese nach Deutschland mit dem Befehle, eine solche Treppe in seinem Hause anzubringen. Vergebens waren alle Remonstrationen über die Alpen hin, es mußte ihm gehorcht werden. Als

er zurückkam, ſah er ſich das Treppenwerk, welches ihm ſein Unterhaus wegnahm, nachdenklich an, ſtieg kopfſchüttelnd, aber ſchweigend, hinauf, und hat auch nachmals nie von der Sache geſprochen.

Im oberen Veſtibüle blicken uns aus Mauerniſchen die Geſtalten des Schlafs und des Todes und das coloſſale Haupt der Juno entgegen. Auch römiſche Proſpecte, die über der Treppe hangen, erinnern an jenes Land, nach deſſen Verlaſſen er, wie er zu ſagen pflegte, nie wieder ganz glücklich geworden iſt.

Ein längliches, gelbes Sälchen thut ſich auf. Darin ſpeiste er mit ſeinen Gäſten. Meyer'ſche Zeichnungen antiker oder Pouſſinſcher Gegenſtände bedecken die Wände; hinter einem grünen Vorhange verwahrte er die Aquarellcopie der Aldobrandiniſchen Hochzeit von Meyer, die er für ſeinen köſtlichſten Schatz hielt. Auch die Nebenräume rechts und links zeigen nur Dinge, die dieſer Richtung und Periode der Kunſt angehören. Da iſt nun überall Vergangenheit und Erinnerung; für den mit Göthe's Werken Vertrauten regen ſich hier Kette und Einſchlag von ſo manchem ſeiner Gewebe. Ein hiſtoriſches Gefühl ergreift uns, das Gefühl, welches mich immer von Grund aus glücklich macht. Denn da iſt nichts, was nicht in die Periode ſeiner Bildung verſchlungen wäre, und allem Späteren war der Zugang ſtreng verſagt. Gerührt überblicken wir die geringen und armen Sachen, an denen der große Mann ſich aufzuerbauen wußte.

Rechts von dieſem Sälchen ſehen wir in das ſogenante Deckenzimmer; warum Göthe daſſelbe vorzugsweiſe ſo benannte, weiß man nicht, da alle Zimmer mit Stuck verzierte Decken haben. Links liegt ſein blaues Empfangszimmer, und dahinter das ſogenannte Urbinozimmer, nach dem Bilde eines Herzogs von Urbino, welches er aus Italien mitbrachte, getauft. Jetzt iſt es daraus hinweggenommen. Auf der Schwelle des Empfangszimmers begrüßte uns ſein freund-

liches: Salve! Göthe kam, wenn er Menſchen empfing, nie auf dem Wege von der Treppe aus, den wir gewandert ſind; er ging vielmehr von ſeinem Arbeitszimmer durch einen Communicationsgang in das Urbinozimmer, und aus dieſem trat er dann, vorbereitet und gefaßt, den Fremden entgegen. Er liebte es nicht:

.... daß ihn der Augenblick
Blindwüthend, finſterherrſchend, mit ſich führe.

Dieſe ſind nun die Räume, welche Andern bei ſeinen Lebzeiten zugänglich waren. In ſein Arbeitszimmer ließ er, mit Ausnahme der Intimſten: Coudray, Müller, Riemer, Eckermann, Niemand. Als ihm der König von Baiern den bekannten Geburtstagsbeſuch abſtattete, erſuchte er Göthe, ihm doch auch nun den Einblick in die Werkſtätte ſeines Geiſtes zu verſtatten. Göthe machte ein verlegenes Geſicht und meinte, daß ſein Arbeitszimmer nicht würdig genug für die Blicke der Majeſtät ausgeſtattet ſei. Der König ſchien von ſeinem Verlangen abzuſtehen, fingirte aber nach einiger Zeit Naſenbluten, verbat, daß ihm irgend Jemand folge, und ſagte zu dem Bedienten Göthe's, er ſolle ihn zu einem Lavoir führen. Der Menſch brachte ihn, überraſcht und beſtürzt, in Göthe's Schlafzimmer, welches hinter dem Arbeitszimmer liegt, und ließ den König auf deſſen Befehl dort allein. Er blieb lange aus. Göthe ging endlich ſelbſt, ihn ſuchen, und fand ihn in ſeinem Arbeitszimmer, in die Betrachtung der dortigen Dinge vertieft.

Die Beſchreibungen, welche ſich in Memoiren und Reiſeblättern von dieſen Gemächern finden, hatten alle ein unrichtiges Bild mir von ihnen gegeben. Ich erwartete eine gewiſſe Pracht, wie ſie wohl jetzt in den Häuſern Derer gefunden wird, welche, ihre Umgebungen zu ſchmücken, Talent und Mittel beſitzen. Zu dieſer Annahme hatten mich die ſchimmernden Worte der Beſucher verleitet. Sie ſahen den Zeus, und darum erweiterten ſich die Wände um ihn zu

Tempelhallen, welche von ſeinem Abglanze ſtrahlten. Vermuthlich wäre es mir auch ſo gegangen. Nun man aber durch die verlaſſenen Räume geht, verſchwindet die Illuſion und macht einer beſcheidenen Wahrheit Platz. Es iſt eine Wohnung, bequem, heiter, anſtändig, aber durchaus einfach, im Style früherer Einrichtungsart, hin und wieder ſelbſt etwas vernutzt; es iſt die Wohnung eines Altvaters, deſſen beſte Erinnerungen ſich an Meubles, Leiſten und Farben knüpfen, die von langer Zeit herrühren, und die er daher um ſich erhalten wiſſen mag, wenn ſie auch unſcheinbar zu werden und abzubleichen begonnen haben.

Der Tod hat den vom Meiſter geſetzten Bann gebrochen; frei gingen wir durch kleine Communicationsgemächer quer durch das Haus, dem Studir- und Arbeitszimmer zu. In einem der kleinen Gemächer machten wir auf einen Augenblick Halt; es iſt das, in welchem er ſpeiſ'te, wenn er mit ſeinen Kindern allein war. Ein Laubdach vor dieſem Zimmerchen wirft einen grünen Schein hinein, mit einem Schritte iſt man im Garten, in welchem Göthe zu freien Stunden jeden hellen Sonnenblick zu genießen pflegte. In der Ecke ſteht ein Gartenhäuschen, worin er ſeinen phyſicaliſchen Apparat aufbewahrte.

Im Vorzimmer des Muſeums ſah ich in Schränkchen und unter Glaskaſten an den Wänden umher Stufen, Steine Conchilien, Petrefacten, überhaupt Alles, was Gegenſtand ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Betrachtungen geworden war. Alles fand ich ſehr ſauber gehalten und mit einer gewiſſen Eleganz arrangirt. Eine Thüre rechts war geöffnet, da blickte ich in die Bibliothek. Sie konnte für ſolche Mittel, wie hier zu Gebote geſtanden hatten, klein erſcheinen. Göthe ſammelte abſichtlich nicht viel Bücher, da ihm die Bibliotheken von Weimar und Jena zur Dispoſition ſtanden, ja, um alles Anhäufen derartiger Schätze, die ihm unnöthig vorkommen mochten, zu verhindern, ſchenkte er das Meiſte,

was ihm von Fern und Nah verehrt wurde, nach der Leſung wieder weg.

Jetzt that der Bibliothekſecretair Kräuter, der frühere Schreiber Göthe's, bevor er John zum Copiſten annahm, der treue Wächter dieſes Allerheiligſten, die Thür des Arbeitszimmers auf, und da wurde mir ein rührender Anblick. Ich erinnerte mich aus Eckermanns Geſprächen der gelegentlichen Aeußerungen Göthe's, die mich hohe Simplicität hier erwarten ließen, aber wieder war die Wirklichkeit anders. Dieſes kleine niedrige, ſchmuckloſe, grüne Zimmerchen mit den dunkeln Rouleaux von Raſch, den abgeſchabten Fenſterbrettern, den zum Theil morſch gewordenen Rahmen war alſo der Ort, von dem aus ſich eine ſolche Fülle des glänzendſten Lichtes ergoſſen hatte! Ich fühlte mich tief bewegt, ich mußte mich zuſammen nehmen, um nicht in eine Weichheit zu gerathen, die mir die Kraft zur Anſchauung geraubt hätte.

Nichts iſt von ſeiner Stelle gerückt; Kräuter hält mit frommer Strenge darauf, daß jedes Blättchen, jeder Federſchnitzel am Orte bleibe, wo er lag, da der Meiſter entſchlief. Noch zeigt die Uhr die Todesſtunde, halb zwölf, ſie ſtockte damals, der Zufall ſchuf ein Wunder-Aehnliches. Neben ihr ſteht am Fenſter rechts das kleine Schreibtiſchchen, welches der Großvater für die Enkel machen ließ, die er nach dem Tode des Vaters wieder unter ſeine eigene Obhut und in ſeine nächſte Nähe nahm. Das Wölfchen war ſein Liebling; Walther weniger; Alma mußte, um ſtillſitzen zu lernen, an dem Schreibtiſchchen neben den Brüdern Seidenläppchen zupfen. Da liegen ſie noch in einem Briefcouverte.

Hier iſt jeder Fleck heiliger Boden, und tauſend Gegenſtände, von denen das Zimmerchen erfüllt iſt, reden von dem Weſen und Weben des Geiſtes. Rings umher an den Wänden laufen niedrige Schränke mit Schiebfächern, in denen Scripturen aufbewahrt wurden, darüber befinden ſich Repoſitorien, worein Göthe die Sachen ſtellte, mit denen er

ſich eben beſchäftigte. Das Holzwerk iſt alterbraun, ein Schrank von polirtem und glänzendem Kirſchbaum ſticht dagegen ab; die Schwiegertochter redete ihm denſelben auf, Göthe mochte lange das gleißende Meuble nicht leiden," „das ihn zerſtreue". — Darum iſt auch kein Kunſtwerk im Zimmer, wie man auch vergeblich ſich nach einem Spiegel und Sopha umſieht. Letzteres bedurfte er ſchon deßhalb nicht, weil er den ganzen Tag über ging oder ſtand. Er las ſtehend, er ſchrieb ſtehend, er verzehrte ſelbſt ſein Frühſtück, an einem hohen Tiſche ſtehend. Ein gleiches Verhalten empfahl er Jedem, für den er ſich intereſſirte, als lebenerhaltend, angelegentlich, ſo wie, daß die Hände auf den Rücken gehalten würden, wodurch, wie er ſagte, die Bruſt vor jeder Verengung und Zuſammenpreſſung bewahrt werde.

Sehen wir uns in dieſer ehrwürdigen Werkſtatt noch etwas genauer um! Da hängt an der Thüre links eine Art von hiſtoriſchem Conduitenzettel. Göthe ließ für das eine Jahr in der erſten Columne die Weltcharactere und Corporationen verzeichnen, welche nach ſeiner Meinung politiſchen Ertrag verhießen, und in den folgenden Columnen bemerken, ob und in wiefern ſie in den Jahren darauf die erwartete Ausbeute gewährten. Von Jackſon hatte er ſich viel verſprochen, ſein Benehmen gegen die Indianer aber war in der Folge ſchwarz markirt worden.

Ein Triangel von Pappe, welchen er ſelbſt verfertigt hat und der im Repoſitorio zunächſt ſteht, iſt als Denkmal eines pſychologiſchen Gedankenſpiels merkwürdig. Göthe wollte ſich das Verhältniß der Seelenkräfte verdeutlichen. Sinnlichkeit erſchien ihm als die Grundlage alles Uebrigen, er wies ihr daher die Grundfläche des Dreiecks an, und färbte dieſelbe grün. Phantaſie erhielt eine dunkelrothe, Vernunft eine gelbe, Verſtand eine blaue Seitenfläche eingeräumt.

Daneben liegt eine ſchwarzgefärbte Halbkugel aus Pappe, auf welcher Göthe mittelſt einer gläſernen Kugel voll Waſſer

bei hellem Sonnenſchein alle Regenbogenfarben zu entzünden liebte. Damit hat er ſich Stunden lang, beſonders nach dem Tode ſeines Sohnes, beſchäftigen können, und ſeine größte Freude iſt geweſen, wenn der bunte Schein ſich ſo recht energiſch hervorlocken ließ.

Wie er denn überhaupt glückſelig war, wenn ihm ein Naturphänomen begegnete! Dort ſteht die kleine Büſte Napoleons aus Opalfluß, die ihm Eckermann aus der Schweiz mitbrachte, die ihm Sachen der Farbenlehre beſtätigte und ihm zum wahren Entzücken gereichte! Ueber jene Flaſche, die uns da auf dem andern Tiſch gezeigt wird, jauchzte er wie ein Kind. Es war rother Wein darin geweſen, ſie hatte auf der einen Seite umgelegen, und als Göthe ſie zufällig gegen das Licht hielt, ſo ſah er darin die allerſchönſten Cryſtalliſationen des Weinſteins in Blätter- und Blumenform abgeſetzt. Begeiſtert rief er ſeine Nächſten zuſammen, zeigte ihnen dieſes Schauſpiel, ließ eine brennende Kerze bringen und drückte mit Feierlichkeit ſein Wappen in Siegellack auf den Pfropfen, damit kein Zufall dieſe Erſcheinung zerſtören möge. Die Flaſche iſt nachmals immer in ſeinem Zimmer geblieben.

Napoleon gab ihm im Gebiete des Lichts Aufſchlüſſe; er ward ihm aber auch zum Dämon in jener dunkeln Region, in die kein Lichtſtrahl der Oberwelt dringt. Seine Gypspaſte fiel am Tage der Schlacht von Leipzig vom Nagel herab; ein Stück des Randes brach aus, ohne daß gleichwohl das Antlitz des Helden verletzt wurde. Da in jener Schrankniſche hängt der Verſtümmelte noch; Göthe hat, Lucian parodirend, um das Bild mit rothen Buchſtaben den Vers ſetzen laſſen:

Scilicet immense super est ex nomine multum.

Originalmanuſcript: der Römiſchen Elegien (Erotica romana darin genannt, mit intereſſanten Varianten).

Der Götz in der erſten Geſtalt, unter dem Namen: Geſchichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eiſernen Hand, dramatiſch behandelt.

Reinlich war er über alle Maßen. Es verdroß ihn, daß der kleine Comptoirkalender, den er zu gebrauchen pflegte, ſich das Jahr hindurch nicht ſauber halten wollte. Da machte er eigenhändig ein pappnes Futteral dazu.

In der Mitte des Zimmers ſteht ein großer runder Tiſch. Daran ſaß der Copiſt, dem Göthe dictirte, während er den Tiſch unaufhörlich umwandelte. Die Arbeit begann um acht Uhr Morgens und dauerte oft bis zwei Uhr Nachmittags, ohne Unterbrechung.

Abends, wenn Göthe ſich wieder, wie er in den letzten Jahren immer that, in dieſes ſtille Zimmer zurückgezogen hatte, ſah ihm der Bediente nach den Augen, ob dieſe freundlich und aufgeweckt waren? Ließ ſich darin ein Begehren nach Mittheilung und Geſellſchaft verſpüren, ſo rückte er ſtillſchweigend den Lehnſeſſel zum Tiſch, breitete ihm ein Polſter auf denſelben, ſetzte einen Korb zur Seite, in den Göthe ſein Tuch legte, und dann nahm Göthe Platz, harrend, ob ihn ein Freund beſuchen möge. Den Nächſten war unterdeſſen Nachricht gegeben worden, und wer wäre nicht gern, wenn er konnte, gekommen? — Dann ſaß er mit ſeinem kleinen Cirkel bis gegen Eilf in traulicher Unterhaltung, ließ ihnen Wein und kalte Küche geben, er ſelbſt genoß ſchon ſeit Jahren am Abend nichts mehr.

Nun ſollte ich auch noch ſeine letzte Lagerſtatt ſehen! Zwar er iſt nicht liegend geſtorben, ſondern, wenn auch

nicht, wie dem Imperator ziemt, ſtehend, doch wenigſtens ſitzend. Links an das Arbeitszimmer ſtößt das Schlafzimmer. Es iſt auch ganz klein, ſchmucklos, noch abgenutzter als das Arbeitszimmer. Nur in ſeinen höheren Jahren ſorgte Göthe in der Art für ſich und ſein Lager, daß er zwiſchen dem Bette und den daran ſtoßenden Wänden eine wollene Decke an Ringen aufziehen ließ, um die Kälte der Wand von ſich abzuhalten. Außer dieſer Vorrichtung und einem ſchmalen Carpet vor dem Bette iſt auch Nichts von Weichlichkeit oder bequemem Weſen hier ſichtbar. Das Bette ſelbſt iſt niedrig, mit einer alten rothſeidnen Decke überlegt, ſo ſchmal, daß ich nicht begreife, wie ſein großer Körper darin Platz haben konnte.

Bis in dieſe Kleinigkeiten hin prägt ſich uns das Bild eines Weiſen, eines großen Mannes aus, der Schmuck und Zier an ihrem Orte gelten läßt, aber um ſich her in ſeiner unmittelbarſten Nähe nur das Einfachſte ſehen will, weil er ſich ſelbſt die größte Zierde iſt.

Da zu Häupten des Bettes ſteht nun der Lehnſtuhl, in dem dieſes majeſtätiſche Leben ausathmete. Alle Stimmen ſind völlig einig darin, daß der Tod ohne Kampf, ohne Schmerz, ohne Gefühl der Annäherung eingetreten ſei, ja, daß Niemand den eigentlichen Zeitpunkt ſeines Eintritts gemerkt habe. Die Schwiegertochter hatte ihren Arm um ſeinen Leib geſchlungen, ſeine Hand in der ihrigen, ſo ſaß ſie wohl anderthalb Stunden vor ſeinem Ende. Die unbequeme Stellung verſetzte ſie in einen Zuſtand der Betäubung. Als ſie aus derſelben erwachte, ſah ſie ihm behutſam, ohne ſich zu rühren, unter dem Schirm in die Augen. Da war er todt. Man weiß nicht, wie lange vorher er geſtorben iſt.

Sie ſtieß einen heftigen Schrei aus, und ſank in Ohnmacht. Die Freunde, welche im Naturaliencabinette verſammelt waren, drangen herein. Man nahm die Ohn-

mächtige von der Leiche, und ſtreckte dieſe ſanft auf das Lager aus.

Ich trat in ein ziemlich geräumiges Zimmer, welches von dem Arbeitszimmer durch mehrere Räume getrennt lag. Darin, ſo wie in dem anſtoßenden Gelaſſe ſind die Kunſtſammlungen aufbewahrt. Ein breites Repoſitorium enthält die Mappen mit Handzeichnungen und Kupferſtichen. Die Ordnung, in welcher ſie zuſammenliegen, ſoll ſehr eigenthümlich und aus keinem der gangbaren Ordnungsgrundſätze, ſondern aus beſondern Gedankenfolgen Göthe's, die ſich ihm bei Betrachtung der Sachen entwickelten, entſprungen ſein. Dann enthalten zwei Glasſchränke die koſtbaren Majolica's. In einer Menge von Schubfächern liegen die höchſt bedeutenden Münzen und Medaillen. Jeder noch übrige Platz an den Wänden iſt von Glasſchränken eingenommen, hinter deren Scheiben ſich Bronzen, Antiquitäten, Fragmente aller Art zeigen. In einem dieſer Schränke ſtehen die Curioſitäten; darunter ſah ich zwei Dinge, mit denen ſich die Einbildungskraft meiner Knabenjahre lebhaft beſchäftigt hatte, nämlich die dem Großvater Textor von den Nürnbergern als Meßpräſent verehrten Handſchuhe, und den hölzernen Becher voll Pfefferkörner. Dieſe Sachen waren mir damals durch den Erſten Theil von Wahrheit und Dichtung ſehr merkwürdig geworden. Auf den Schränken ſteht es dicht gedrängt voll von Gypsabgüſſen, Basreliefs und dergleichen. Portraits bekannter Perſonen in Sepia oder Aquarell fehlen auch nicht.

Leider war mir wegen Kürze der Zeit hier nur der flüchtigſte Einblick geſtattet, und ich muß ſchon deßhalb bald nach Weimar zurückkehren, um in Muße dieſe höchſt merkwürdigen Sammlungen durchzumuſtern.

Zuletzt durchlief ich zwei Hefte Göthiſcher Federzeichnungen, lauter Landſchaften darſtellend. Es iſt Alles mit

einer raſchen, reſoluten Hand ebauchirt, mir ſchien darin beſonders viel Auffaſſungsgabe für eine Totalwirkung der Natur zu ſein.

Ich verließ dieſes geweihte Haus in der frommen Stimmung, die mir von der Natur beſchieden iſt. Mich weht nun einmal der Athem Gottes nur in der Natur und in der Menſchheit an. Es ſteckt allerdings etwas Pantheiſtiſches dahinter, ich kann aber nicht dafür.

Betrüben mußte es, zu erfahren, daß bei der Majorennität der Enkel vielleicht die Gefahr bevorſtehe, dieſes Heiligthum zerſplittert zu ſehen. Doch nur einen Augenblick dauerte die Beſorgniß. Die Großherzogin erklärte in meiner Gegenwart, ſie werde äußerſten Falles ſich in's Mittel ſchlagen.

Hierher ſoll man junge Leute führen, damit ſie den Eindruck eines ſoliden, redlich verwandten Daſeins gewinnen. Hier ſoll man ſie drei Gelübde ablegen laſſen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Conſequenz.

Die Fürſtengruft.

Die Perſönlichkeit Göthe's iſt es, welche den mächtigen Eindruck hervorgebracht hat, der alle empfänglichen Naturen des Weimar'ſchen Kreiſes ihre Freude und Ehre noch jetzt in grenzenloſer Liebe und Verehrung des großen Mannes finden läßt. Von ſeinen Schriften wird nicht geſprochen. Es trifft dieß mit einem meiner innerſten Gefühle zuſammen. Ich muß bekennen, daß ſehr viele ſeiner Schriften bei mir ihre Periode gehabt haben, und daß ich kein Verlangen mehr ſpüre, zu ihnen zurückzukehren. Dagegen bleibt mir ſein gewaltiges, Alles verſammelndes Daſein immerfort ein lieber Gegenſtand der erregteſten Betrachtung.

Und ist es nicht mit allen bedeutenden Dichtern und Schriftstellern so, daß der Mensch noch über den Schreibenden hinausragt? Darin unterscheiden sie sich von den Künstlern, daß es bei denen wenigstens nicht nothwendig ist, ja, wo nicht selten das Gegentheil eintritt, daß nämlich das Talent bedeutender ist, als das Individuum.

Unter solchen Gedanken, und während es vom Himmel, der sich schon in's Abendgrau hüllte, herabtröpfelte, hatte ich die letzten Häuser der Vorstadt hinter mir gelassen und den Kirchhof betreten. Der Hofsecretär Zwierlein begleitete mich mit dem Schlüssel zur Fürstengruft. Es war eine besondere Vergünstigung, daß mir diese aufgethan wurde; eigentlich ist der strenge Befehl gegeben, sie Niemandem zu öffnen. Hügelansteigend gelangte ich zu den Stufen eines einfachen tempelartigen Gebäudes von mäßigem Umfange mit Vordach und Säulen. Hinter diesen that sich eine schwere Doppelpforte auf, und wir traten in einen rundgewölbten Raum ohne alle Verzierung durch Farbe oder Stuckatur, dessen Kuppel von Pfeilern getragen wurde, und zu dem das Licht von oben durch die Kuppel und durch Lünetten einfiel. In der Mitte blickte man, zu dem Gitter einer runden Oeffnung tretend, durch diese in das Dunkel der Gruft hinab. Hier wurden die fürstlichen Särge hinabgelassen; die Reste der Dichter gingen eine Seitentreppe hinunter zur ewigen Ruhe ein.

Ich überließ mich an der Oeffnung einige Minuten lang meinen Gefühlen, die durch keine Bemerkung des Begleiters gestört wurden, dann schritten wir schweigend die breite, sachte Seitentreppe hinunter. Der Küster hatte inzwischen die an den Wänden umher vertheilten Lichter entzündet; eine freundliche Helle ließ den Umfang und die Form der Gruft, so wie die Särge wohl erkennen. Links von der Treppe sah ich, auf gemauerten Unterlagen reinlich erhoben, zwei

platte Sarkophage von braungebeiztem Eichenholz nebeneinander ſtehen. An dem erſten las ich in metallnen Buchſtaben den Namen: Göthe, an dem zweiten in ganz gleichen Characteren den Namen: Schiller. Es war ſonſt nicht die mindeſte Verzierung an dieſen Särgen zu erblicken, aber ein Kranz von Lorbeer und Eppich lag auf jedem derſelben.

Tiefer in die Gruft vorſchreitend, gelangte ich zu einem großen verzierten Sarkophage von Erz. In dieſem ruht Carl Auguſt. Gewinde von Eichenlaub umziehen ihn, auch das Blatt des Lorbeers und des Oelbaums zeigt ſich und durfte ſich hier zeigen. Die Embleme der Gerechtigkeit und Tapferkeit: Schwert und Wage, ſind von dieſen Gewinden und Zweigen eingefaßt. Die Inſchriften: gerecht und milde; weiſe und tapfer, ſagen die Wahrheit von dieſem Fürſten, deſſen Name, Lebens- und Regentenjahre dem Hauswappen am Sarge beigefügt worden ſind. Neben ihm ſteht ein kleiner, platter, den ein goldbeſetzter Sammtüberzug umſchließt. In dieſem ſchläft Luiſe, die hohe, reine, edle Frau. Amalie iſt in der Schloßkirche geblieben.

Wir ſind weit mehr in Andern vorhanden, als in dem, was wir unſer Selbſt nennen. Die ganze Bedeutung des höheren Lebens iſt eben, aus uns heraus zu gelangen und in Andern eine verklärte Perſönlichkeit zu gewinnen. Denkt man dieß recht durch, ſo verliert der Tod den größten Theil ſeiner Schaurigkeit, ſelbſt wenn man die Hoffnung perſönlicher Fortdauer auf ſich beruhen läßt. Ich glaube an letztere und halte es für wahrſcheinlich, daß die Hand, in welcher jedes Stäubchen aufbehalten bleibt, auch das kleine Fünkchen, welches Ich heißt, vor dem Erlöſchen in der großen Nacht zu bewahren wiſſen wird. — Nur verliert ſich alle ängſtliche und ausmalende Betrachtnng dieſes Punkts an den Särgen ſo hoher Menſchen, wo man mit einem

Blicke ihre verstäubende Asche, und ihr ewiges wesenhaftes Fortleben auf der Oberwelt umfaßt. Dann erscheint ein unvergängliches Leben schon hienieden verbürgt, dem dereinst die Auferstehung folgen möge, wenn sich die Zeiten erfüllt haben werden.

Schlußgedicht.

(Nach dem Lesen der „Tagebuchblätter.“)

So lehnt' er fromm dort ſeinen Wanderſtab,
Ein Heros ſelbſt, an der Heroen Grab;
Geſenkt das Haupt, ein ernſter Pilgersmann,
Trat an die Särge dienend er heran,
Und ließ voll Muth Unſterblichkeitsgedanken
Als Todtenkranz um ihren Staub ſich ranken.

Ein Opfer, wie er's bringen mußte! — Keins,
Das würd'ger wäre! — Tief ergreift nur Eins:
Daß Er, der Hohe ſelbſt, der es gebracht,
So bald ſchon einging in die „große Nacht;"
Daß er es brachte nur, um uns zu lehren,
Wie wir ihn ſelbſt im Tode würdig ehren!

Geſcheh' es denn! — Wir faſſen uns ein Herz!
Verwunden jetzt der erſte jähe Schmerz!
Wir wiſſen es, ein Gott hat ihn gefällt,
Am Boden reglos liegt der ſtarke Held;
Doch eiſenabrig trotzt er der Vernichtung,
Ein edler Fels im Walde deutſcher Dichtung.

Drin wird er ragen — jetzt und immerdar!
Für Viele noch ein ſchroffes Räthſel zwar;
Ein Runenſtein, mit Mooſe rauh bedeckt,
Der den Verzagten und den Blöden ſchreckt;
Doch ſtets des Volkes Edelſten und Größten
Ein ernſter Freund, zu wecken und zu tröſten!

Als ſolcher daſteh'n wird er alle Zeit!
Wie um ihn her auch toben mag der Streit,
Wie unter'm Beil der Jahre Baum an Baum
Zuſammenraſſelt — er vernimmt es kaum!
Der Aar des Ruhmes zieht in treuen Kreiſen
Um ſeine Stirn: — laßt uns ihn glücklich preiſen!

Und doppelt glücklich, weil mit eh'rnem Tritt,
Recht als ein Sieger, er von dannen ſchritt;
Weil, eh' er ihn verließ, auf ſeinem Pfad
Sieg noch auf Sieg, That folgte noch auf That;
Und weil, die ſpät noch in ſein Leben glänzte,
Weinend die Liebe ſeinen Tod bekränzte!

So wurden die Heroen einſt entrückt!
So die Propheten! — Nachſah tief gebückt
Des Volks, der Nächſten kummervolle Schaar!
Bald aber ſenkte Tröſtung wunderbar
In ihre Bruſt ſich! Sie erhuben Steine,
Und legten Kränze drauf! — Wo ſteht der ſeine?

Sucht ihn nicht auf in einer Fürſtengruft!
Er hat ein Grab in friſcher Rheinesluft;
Das Land der Berge ſendet Waldeshauch
Dem jungen Gras, dem jungen Roſenſtrauch,
Die es umweh'n; frei netzt es Thau und Wolke —
Bei Fürſten nicht, er ruht bei ſeinem Volke!

Sei es ein Zeichen! — Wie wir ruh'n ihn ſeh'n
Bei allem Volke, wird er auferſteh'n
Im Herzen auch des Volks: — Er ſelbſt, verklärt
In uns, in Andern! — Ew'gen Lebens Heerd
Dies ſtumme Grab, auf das wir ſinnend blicken,
Und es nach Kräften würdig möchten ſchmücken!

Sein beſter Schmuck, was er uns ſelbſt vermacht! —
Was er im Herzen friſch uns angefacht:
Erinnerung, Gedanke, Bild und Wort,
Weih' es in Andacht Jeder dieſem Ort!
Kehr' es ihm wieder, rein und ohne Fehle —
Mir klingt es alſo recht in tiefer Seele:

O, ſchweift' ich wieder, wo ein Burſch ich war,
Auf meiner Heimath waldbewachsner Haar,
O, ſtänd' ich wieder, wenn die Droſſel' ſchlägt,
Dort, wo der Hofſchulz Vehmgericht gehegt,
Auf Lisbeths, Oswalds, meinem eignen Boden —
Da bräch' ich ſtill des Holzes grünſte Loden!

Und flöchte ſie zum ſchattenreichen Kranz;
Den ſollt' er haben, friſch und voll und ganz!
Den legt' ich fromm auf ſeinen ſchlichten Stein!
Weſtphäliſch Laub! Es müßt' ihn doch erfreu'n!
Gewiß, er nähm' ihn — aus der Blätterfülle
Des Eichkamps ſeiner prächtigen Idylle!

Und zu des Kranzes Rauſchen ſpräch' ich dann:
Das ſoll ein Dank ſein, du gewalt'ger Mann!
Du Mann der Liebe, wie der ſchroffen Kraft,
Wahr, feſt, beharrlich, eiſern-eichenhaft,
Faſt wie dein Hofſchulz! — einen ſtillen Segen
Und dieſen Kranz laß auf dein Grab mich legen!

Du weißt es nicht, was ich Dir ſchuldig bin!
Auf Dich, als Leuchtthurm, blick' ich täglich hin!
In Kunſt und Leben irrt' ich, ach, ſchon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Haſt du erſchütternd mir in's Herz geſprochen!

In Goethes Räumen jenes ernſte Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es ſtürmt mich auf, und ruft beſtändig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei Dir, dem Feſten, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß mich, mir ſelbſt und meinem Pfunde treu,
Nach ſeinem Maaße fürder thun mit Luſt,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen! —

So würd' ich reden! — und ich rede ſo!
Bald auch der Eiche Blätter hol' ich froh
Von meiner Heimath Oberhöfen Dir:
Heut ſey der Rheinſtrom treuer Bote mir!
Dieſelbe Fluth, die jetzt zu meinen Füßen
An's Ufer ſchlägt, wird morgen Dich begrüßen!

Sie mag dies Lied Dir tragen niederwärts! —
Ich weiß es nicht, mir iſt ſo kühn um's Herz;
Hell durch die Bruſt mir bebt ein muth'ger Klang:
Für Dich kein Lied, wie ich es Grabbe ſang!
Das Haupt gehoben! Dein der Sieg, der Friede!
Weh' Beider Odem auch in dieſem Liede! —

Den Todten Ehre, ſei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen ſind;
Die ew'gen Lichtes vorglüh'n unſrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nah'n,
Um leiſe weinend ein Gebet zu ſtammeln,
Wir friſchen Muth und neue Thatkraft ſammeln!

St. Goar, 17. Juni 1842.

F. Freiligrath.

sa

PT
23
I5

PT 2365 .I5 F7
Karl Immermann
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 037 753 477

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.